



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Die Vogelwelt des Teutoburger Waldes

Schacht, Heinrich

Lemgo, 1907

XI. Sänger. Sylviadae.

urn:nbn:de:hbz:466:1-27691

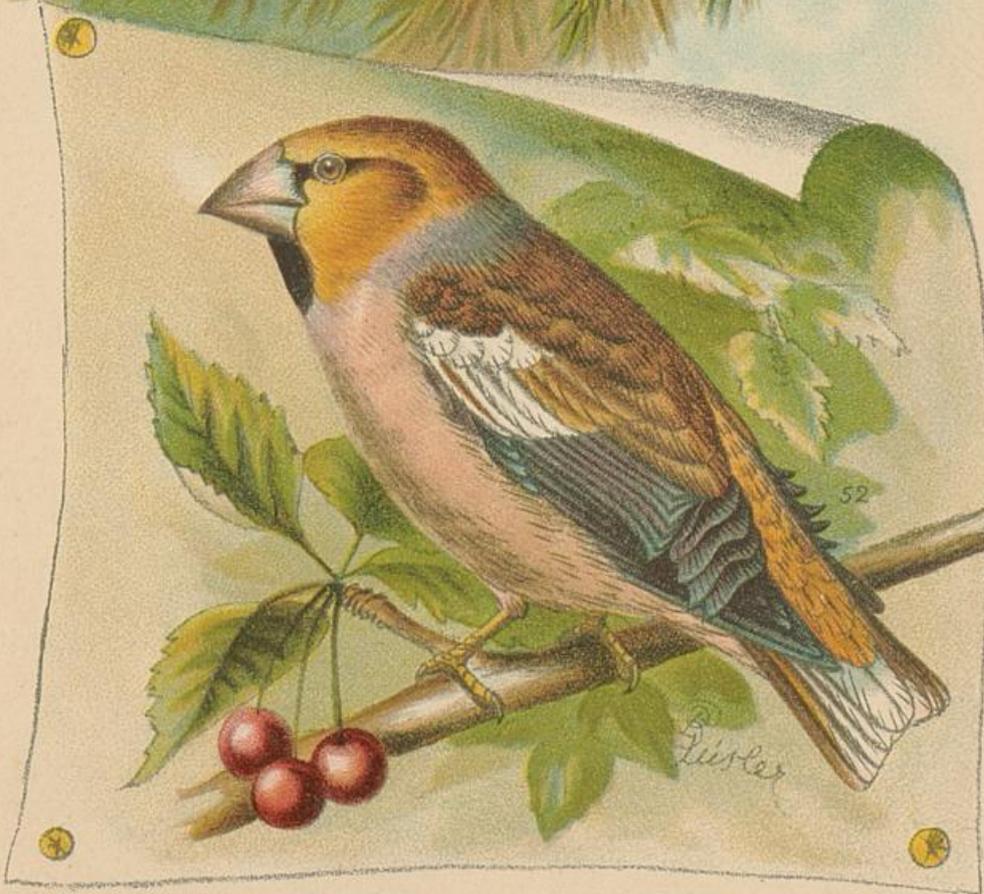
Nest des Kreuzschnabels gefunden, welches 2 Junge enthielt. Die Vögel sahen aus wie junge Grünlinge, hatten gerade Schnäbel, waren aber durch den Sturz arg beschädigt und gingen bald ein. Da sie nicht zu präparieren waren, wurden sie in Spiritus gesetzt und mit dem Neste dem Museum in Detmold zugeführt.

Ich habe ihn beständig unter meinen Stubenvögeln, wo er sich bei Hanf, Mohn und Weißbrod und täglich ein bis zwei Fichtenzapfen zum Ausklauben, sehr gut hält.

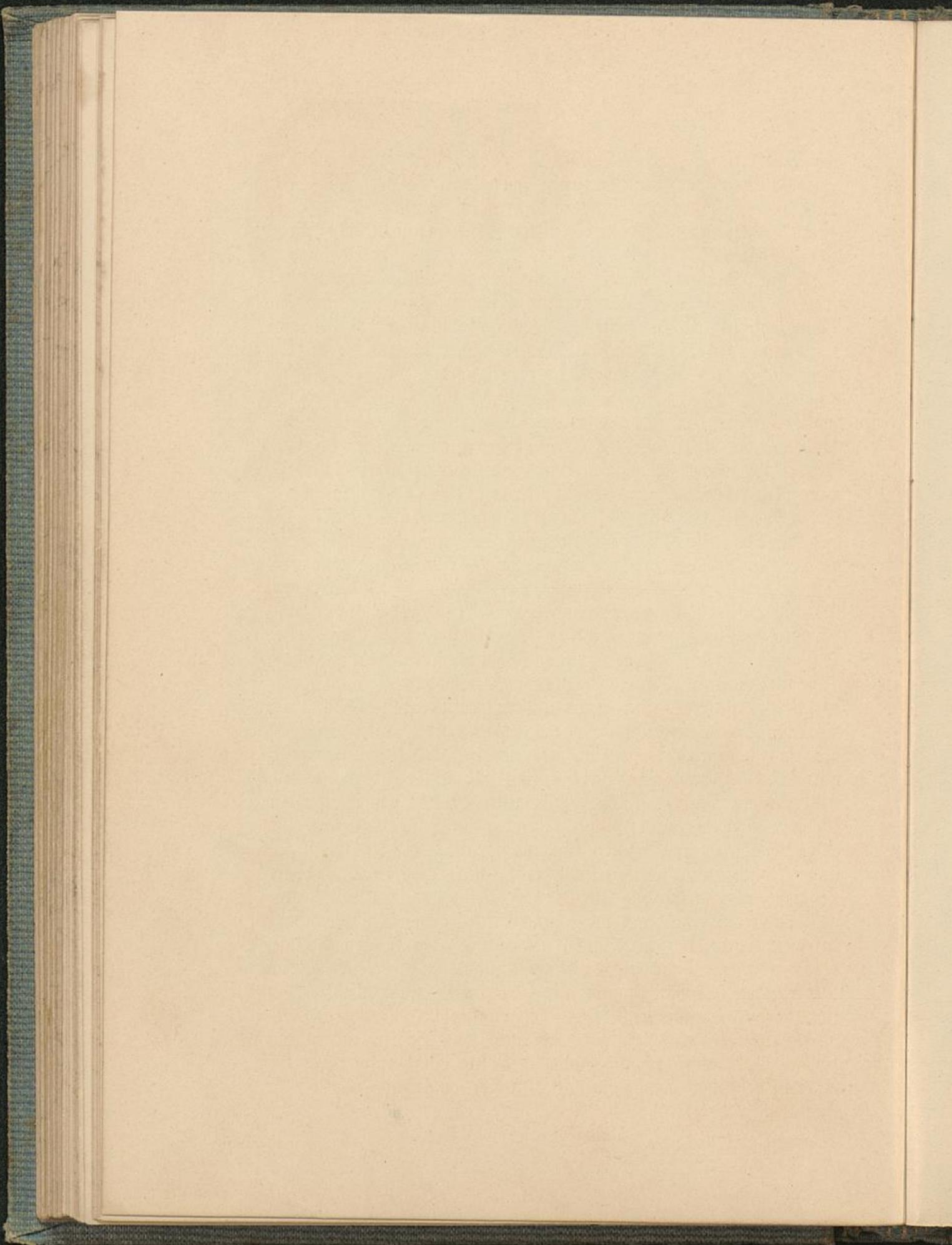
XI. S ä n g e r (Sylviadae).

In der Natur, die, wie unser Schiller sagt, „unererschöpflich an Reiz, an immer erneuerter Schönheit ist“, sprudelt der Brunnen der Poesie nirgend reichlicher, als im Gesange unserer leichtbeschwingten Freunde. Was wäre der Lenz mit seinen Wonnen, mit den rauschenden Wäldern und wogenden Saaten, mit den farbenprächtigen Blument Teppichen, den sonnigen Halden und üppigen Fluren, wenn nicht überall die Jubellieder der lustberauschten Sängere erschallten? Sie erst sind es, die in die starren Formen Geist und Leben gießen und deren seelenvolle Weisen erst in unsern Herzen den wahren Frühling heraufzaubern.

Der Gesang ist es, der den Vogel hoch über alle übrigen Geschöpfe erhebt, da nur ihm allein diese Himmelsgabe zu teil geworden ist. Der Gesang ist es, der ihn dem Herrn der Schöpfung näher rückt und ihn zu dessen erklärtem Freunde und Lieblinge macht. Überall finden wir daher diesen „Bringer



52. Kernbeisser. 53. Dompfaff. 54. Kreuzschnabel.



der Luft“ unter des Menschen treuer Obhut. Nicht nur in den Palästen der Reichen und Vornehmen dieser Welt hat man ihm ein Plätzchen eingeräumt, nein, auch dort, wo die Zufriedenheit aus niedern Fenstern lacht, ertönen seine lieblichen Weisen.

Die Gruppe unserer Sängere refutiert sich aus der großen Familie der Kerbtierjäger, jener überaus nützlichen Vögel, deren Wirksamkeit in dem Haushalte der Natur von hervorragender Bedeutung ist. Wir finden in unserm Walde 27 verschiedene Arten der Sängere, eine recht stattliche Zahl, mit denen „Herr Frühling“ schon ein Konzert zu geben vermag, erblicken wir darunter doch die talentvollsten Künstler, die ersten Meister und Meisterinnen des großen deutschen Waldorchesters. Ich gedenke dieselben in folgender Ordnung dem freundlichen Leser vorzuführen: Nachtigall, Rotföhlen, Haus- und Baumrotschwanz, weißegraue und gelbe Bachstelze, Amsel, Sing- und Misteldrossel, Pirol, Staar, Wasserstaar, Stein-, Strauch-, Wiesenschmäzer, Mönch, Garten-, Klapper-, Dorngrasmücke, Fitis, kleiner und schwirrender Laubvogel, Bastardnachtigall, Sumpfschilffänger Zaunkönig und Braunelle.

Getreu dem Sage: Ehre dem Ehre gebührt! müssen wir der Nachtigall (*Luscinia vera*) als der edelsten ihres Geschlechts, die erste Stelle einräumen. Hoch erhaben über allen Sängern der uns bekannten Vogelwelt, von der vielgerühmten Spott-drossel Nordamerikas an bis zum Glöckner von Guinea, steht unsere Nachtigall da. Ihr Lied ist das Hohe-Lied der Lieder, sie selbst die Königin unter den Sängern. Alle edlen Gefühle, alle ernstesten Gedanken und heiligen Empfindungen verkörpert sie in ihrem göttlichen Liede. Bald vernehmen wir darin die Klagen der Sehnsucht, die Ausbrüche des Schmerzes, den ganzen Jammer eines gequälten Menschenherzens; bald die Jubelklänge des Glücks, der seligen Freude, der kindlichen Lust; bald die Entzückungsrufe der treuen Liebe, der keuschen Minne, „davon nur Gott im Himmel weiß.“ Ja in diesem Gesange ruht jene geheimnißvolle Macht, die das Rohe und Gemeine bändigt und auch jene Herzen zu rühren vermag, die diese schöne Gotteswelt für ein Jammertal, für einen Pfuhl der Sünde und des Lasters halten.

Von wunderbarer Schönheit ist der Nachtgesang der Nachtigall. Eine Mainacht, durchströmt von den balsamischen Düften der taubeträuften Fluren, erhellt von dem Flammenscheine entfernter Gewitter, durchrauscht von den schmetternden Wettgesängen in höchster Lieb und Lust erglühter Nachtigallen, ist mir immer eine „Festnacht der Götter.“ Wie gern lauschte ich den feierlichen Hymnen stets in der Stille einer Pfingstnacht; wie oft fand ich Erquickung und Trost bei der in grüner Einsamkeit schlagenden Nachtigall; wie aber beseligten und entzückten mich ihre gefühlvollen Strophen in jenen unvergeßlichen Tagen, von denen Robert Bruch singt:

Schöne Zeit, da unsre Pulse schäumen
Nach der Einen, die uns Alles ist,
Wo das Herz in wonnevollen Träumen
Erd und Menschen und sich selbst vergißt.

Unser Waldgebirge beherbergt die herrliche Sängerin nur in den Vorhölzern. In den höher gelegenen Ortschaften, wie in meinem inmitten des Waldes liegenden früheren Wohnorte (330 m überm Meere) erscheint sie nur im Frühlinge, singt einige Tage und verschwindet wieder. Nach den Zeugnissen älterer Leute soll sie vor 70 Jahren hier auch gebrütet haben, ist aber durch das viele herumstrolchende Raubgesindel der Ragen, Wiesel, Füchse, Iltisse, Sperber, Würger und wie sie alle heißen mögen, gänzlich ausgerottet. Ein Versuch meinerseits, sie durch in anderen Gegenden eingefangene und hier in Freiheit gesetzte wieder einzuführen, ist leider fehlgeschlagen.

Vater Bechstein meint, die Nachtsänger unter den Nachtigallen liebten die Berge und kämen in den Ebenen nicht vor, und wenn sie vorkämen, hätten sie sich nur verflogen. Man findet aber überall, an den Bergen sowohl wie in den Ebenen, Nachtsänger und ebenso auch wieder Tagsänger, die Örtlichkeit bringt keinen Unterschied, findet man doch auch einen anderen Nachtsänger, die Heidelerche, nicht nur im Gebirge, sondern auch in den Heidesflächen der Ebene.

Die Zeit der Ankunft der Nachtigall fällt bei uns gewöhnlich in das letzte Drittel des Aprils, wenn der Weißdorn seine grünen Blätter treibt; eine Einzelne hörte ich einst schon am 17. April. Die Hauptgesangszeit fällt in den Blütenmond. Wenn es erst gilt, einem im kunstlos gebildeten Neste liegenden Häuflein zarter Sprößlinge Nahrung, Reinlichkeit und Schutz angedeihen zu lassen, da wird der Gesang nach und nach eingestellt. Nur selten noch entringen sich der Kehle einige gebrochene Strophen, bis endlich, zur Zeit der Sonnenwende, der frohe Liedermund gänzlich verstummt. Einst vernahm ich aber noch am 6. August den Nachtigallenschlag an einem Orte, wo sich sonst nie eine gezeigt hatte. Der Vogel sang noch mit einem Feuer und Eifer, als wäre es im Mai. Ob dies schon ein junger Vogel war, kann ich nicht behaupten, da ich es nicht übers Herz bringen konnte, ihn zum Opfer der Wissenschaft zu machen.

Es ist eine nur zu betäubende Erscheinung, daß grade die Nachtigall von Jahr zu Jahr seltener wird. Ich kenne Gegenden, in welchen sie vor Jahrzehenden noch sehr häufig war, die aber heute, und besonders zur schönsten Zeit des Jahres, still und traurig daliegen. Der Grund hiervon ist leicht zu finden, er liegt nur in der Veränderung des Terrains. Immer mehr lichten sich unsere Gehölze, immer mehr werden Hecken und Gebüsche beseitigt, Bäume abgehauen und der Vogel findet keinen Schutz und keine Nahrung mehr. Was Wunder, wenn er da seiner Heimat Valet sagt?

Wollen wir also der gänzlichen Ausrottung dieses Meistersängers vorbeugen, so müssen wir ihm vor allem erst sichere Brutplätze bieten und dies sind eben mit dichtem Gebüsch und und Strauchwerk, hauptsächlich Dornesträuch, bewachsene Plätze an Wäldern und Hainen, in Gärten und Anlagen. Findet sich in der Nähe ein Bach oder Fluß, so wird er um so lieber daselbst Wohnung nehmen.

Eine sonderbare Verwechslung besteht bei uns in Bezug auf das Nest und Eier der Nachtigall, indem man vielfach das moosige Nest der Heckenbraunelle (*Accentor modularis*) mit den schönen grünblauen Eiern als der Nachtigall zugehörig ansieht. Die Nachtigall baut ihr Nest wohlversteckt von trocknen Blättern und dürren Halmen in dichte,

mit Gras durchwachsene Büsche, oft auch in hohe Grasbüschel und legt eigentümlich gefärbte, grünlich graubraune Eier.

Ein anderer lieblicher Sänger, dessen Zutraulichkeit und Liebenswürdigkeit unsere Teilnahme in demselben Maße erregt, wie sein einfacher aber ungemein wohlklingender Gesang, ist das Rotkehlchen (*Sylvia rubecula*), hier Rotbrüsten genannt.

Wenn an den heiteren Abenden des Frühlings die letzten Streifen des Spätrots verglüht sind, wenn in den einsamen Fichtenbeständen des Gebirges die letzten Töne der Amseln und Drosseln verhallt sind, da klingt es noch gleich feinen Silberglöckchen aus dem tiefen Waldesdunkel. Das sind unsers Rotkehlchens süße Abendlieder, deren Innigkeit und Zartheit die Seele des Naturfreundes mit einem wunderbaren Frieden übertauchen. Und wenn dann später das Mondlicht golden durch die Blätter fließt, wenn aus den Schluchten und Gründen die schauerliche Musik des Waldkauzes erschallt, auch da vernehmen wir noch von Zeit zu Zeit Strophen aus den Rotkehlchenpsalmen. Freilich fehlt ihnen das Feuer der Begeisterung, die Kraft und Stärke des vollständigen Liedes, es sind nur Traumgesänge, kurze Serenaden, die der liebesselige Vogel im Schlafe seiner Erkorenen darbringt. Kaum ist aber die Mitternacht gewichen, kaum verkündet ein schwacher Schein im Osten die Ankunft des jungen Tages, da ist unser Rotkehlchen schon wieder in voller Gesangstätigkeit, weil es im Waldesdickicht der erste Vogel ist, der den Tag begrüßt. Ich las einmal — man verzeihe diese kleine Abschweifung — in einem Unterhaltungsblatte eine Skala über das Erwachen unserer Waldvögel, worin der Fink als derjenige genannt wird, dessen Schlag zuerst die Hallen des Waldes durchtöne. Das hat wieder ein Stubengelehrter der Welt vorgeschwatzt, dacht ich, der auch einmal einen Morgenspaziergang unternahm und nicht weiß, daß der Fink in der Vogelwelt ein eben so

großer Langeschläfer ist, wie er unter den Menschenkindern. Nach meinen Beobachtungen eröffnet zuerst die Heidelerche den Reigen, dann folgt die Feldlerche, die Wachtel, das Rotkehlchen, der Waldrotschwanz, der Zaunkönig, der Baumpieper, die Amsel, die Singdrossel, der Kuckuck, der Trauerfliegenfänger, der Fink, der Häher, die Ringeltaube.

Doch zurück zu unserm Rotkehlchen. — Sobald im März die jungen Frühlingslüfte „aus Südens schönen Auen“ wehen, findet sich dasselbe wieder auf seinem Brutplatze ein. Freilich ist's im Walde noch trist und unwirtlich, doch die Fichtenbestände bieten hinlänglich Schutz, am offenen Gebirgsbache gibts auch Nahrung und in den Walddörfern fehlt beides nicht. Gerade hier verweilt es noch einige Wochen, singt vor dem Fenster des Landmanns seine Lenzgesänge, fliegt an den Hecken und Zäunen entlang, begrüßt uns, wenn wir morgens aus der Tür treten, mit einem graziösen Knixe und nimmt sogar vor unseren Augen die Mehlwürmer auf, die wir ihm freigebig spenden. Selbst im Walde finden wir oftmals einige Rotkehlchen, die sich durch eine bewunderungswerte Zutraulichkeit auszeichnen. So durchwandelte ich einen großen Nadelwald, als ich auf ein Rotkehlchen stieß, dem ich mich auf einige Schritt nähern konnte, welches auf einen niedern Zweig flog und mich treuherzig anschaute. Ich betrachtete mir das liebe deutsche Waldkind, und da ich gerade in einer Blechschachtel einige Mehlwürmer bei mir trug, warf ich ihm einen hin. Sowie der Wurm sich am Boden krümmte, neigte es das Köpfchen niederwärts, betrachtete den fetten Bissen, schwang sich herab, ergriff ihn und verschlang ihn hastig. Einen zweiten, dritten und vierten nahm es ebenfalls, da war mein kleiner Vorrat erschöpft. Ähnliche Beobachtungen habe ich mehrfach gemacht.

Die Jungen mit dem gelbgesprenkelten Federkleide sind allerliebste Geschöpfe und werden auch im Zimmer leicht zahm. Ein heute von mir gefangenes Rotkehlchen erfreute mich schon am andern Tag seiner Gefangenschaft durch seine zarten Weisen. Als dasselbe später unter eine Anzahl anderer Vögel gebracht ward und mit diesen im Zimmer frei umherflog, wurde aus dem anscheinend frommen und lebenswürdigen Tierchen ein Bösewicht erster Klasse, welcher einem Kanarienhähchen den Kopf blutig zerhackte, so daß dieses bald verendete.

Sehr häufig treffen wir das Rotkehlchen am Wasser, wo es einen frischen Trunk oder ein kühlendes Bad nimmt. Einmal sah ich sogar, wie es sich im tauigen Grase badete, indem es sich förmlich hineinlegte, wie ins Wasser, mit den Flügeln schlug und sein Gefieder auf diese Weise tüchtig durchnäßte.

Zur Winterszeit bleiben immer einige Rotkehlchen in der Heimat zurück, die sich von allerhand Beeren, hauptsächlich von Holunder- und Vogelbeeren nähren, aber auch die giftigen Beeren des Seidelbastes verzehren. Später, wenn die Kälte eintritt, suchen sie die offenen Bäche und Quellen auf, sind aber diese erst mit Eis bedeckt, da kommen sie in die Nähe der Häuser, durchsuchen Stallungen, Scheunen und Schuppen. Ja ich war sogar Zeuge, daß ein Rotkehlchen täglich in einer im Walde liegenden Mühle erschien, dort alle Ecken und Winkel durchstöberte und sich um das ohrenbetäubende Geklapper des Betriebswerks gar nicht bekümmerte.

Sehr gern kehrt das Rotkehlchen, wenn man es längere Zeit im Zimmer unterhalten hat und dann in Freiheit setzt, in das liebgewordene Heim zurück, jedoch nur zur Winterszeit. Die rührende Geschichte aber von einem in Freiheit gesetzten Rotkehlchen, welches im Winter sogar sein Weibchen mitbrachte, dürfte in das Gebiet der Fabel gerechnet werden.

Gar manches Rotkehlchen, welches im Winter in unsern Häusern Schutz sucht, wird eingefangen, geht aber gewöhnlich an verkehrter Behandlung zu Grunde. In den ersten Tagen reiche man ihm Mehlwürmer und Ameiseneier, letztere mit Milch angefeuchtet und gehe dann zum gewöhnlichen Stubenfutter, Weißbrod mit Fleischresten und geriebenen Möhren, über. Später nimmt es mit allem fürlieb, was auf den Tisch kommt. Wo keine Katzen sind, lasse man es frei im Zimmer umherfliegen, weil es sich dann leichter eingewöhnt und länger ausdauert.

An das Rotkehlchen reihen wir die Rotschwänze von welchen der *Hausrotschwanz* (*Ruticilla atra*), hier *Rostert* genannt, der der bekannteste ist.

Was ist das für ein Vogel, welcher, wenn man mal etwas lange in der Kneipe gefessen hat, schon so früh von dem Dache herabsingt? fragte mich einst ein jovialer Zechbruder? — Jenun, wer sollte es anders sein, als unser Hausrotschwanz, der schon lange vor Tagesanbruch, wenn das Nachtgevögel noch nicht wieder in seine Schlupfwinkel zurückgekehrt ist, seine einfache Weise, worin er viele Töne mit Anstrengung hervorzuquetschen scheint, herableiert. Es ist ein äußerst beweglicher, tätiger und auch eben nicht scheuer Vogel, der sich in Städten und Dörfern findet, hier gern hohe Gebäude wie Kirchen, Schlösser, Türme usw. bevorzugt, aber auch im Walde sein Quartier aufschlägt, wenn er nur Felsen und Steinbrüche vorfindet. Bald lebt er einem Fliegenfänger gleich nur von schwebenden Kerfen; bald treibt er sich wie ein Rotkehlchen an den Hecken herum, um Gewürm zu erhaschen; bald fliegt er, einem Steinschmäger gleich, von Fels zu Fels, von Klippe zu Klippe. Sehr gern besucht er das Innere der Gebäude, besonders wenn solche unbewohnt sind, sehen wir ihn des Sountags ja wohl einmal während des Gottesdienstes die Hallen der Kirche durchfliegen, wodurch die Andacht des sich für die Vogelwelt interessierenden Auditoriums auf eine sehr harte Probe gestellt wird.

Der Vogel hat ein äußerst hitziges, ja ich möchte sagen, zankfüchtiges Naturell, denn den ganzen Tag treibt und jagt er sich mit seinesgleichen oder mit anderen Vögeln umher. Selbst das Weibchen wird von den brünstigen Männchen unter lautem Gezeter durch Busch und Baum getrieben, bis es sich endlich dem stürmischen Liebhaber ergeben muß.

Es gibt unter unseren Sängern keinen fleißigern, als den Rotschwanz. Schon im März, wo er sich nach 5 Monate langer Abwesenheit wieder bei uns einstellt, läßt er sein Lied erschallen und dann geht es auch den ganzen Sommer hindurch bis zur Mitte des Oktobers weiter. Wenn vom August bis Oktober fast aller Vogelgesang erloschen ist, da lauschen wir noch gerne dem wunderbar girenden und krächzenden Leiersmanne, da er jetzt allein unsern bescheidenen Ansprüchen gerecht zu werden versteht.

Zur Brutstätte wählt er bald Mauerlöcher, bald Felspalten und auch gern Brutkasten, die aber ein sehr weites Flugloch haben müssen. Übrigens weiß er sich in die ört-

lichen Verhältnisse schon zu schicken, und mehr als einmal fand ich sein Nest auf den Kapitellen der Säulen in Kirchen, ein andermal über dem Proszenium eines Sommertheaters, wobei der Vogel, wenn er zum Neste gelangen wollte, erst eine weite, mit Glas überdachte Halle zu durchfliegen hatte, und was vielleicht eben so sonderbar erscheinen mag, einmal sogar in einem Schlofen. In allen Fällen zeigten die alten Vögel die größte Zutraulichkeit und Dreistigkeit und ließen sich weder durch Lärm noch sonstige Störungen von der treuen Erfüllung ihrer Elternpflichten abhalten..

Der Rotschwanz ist ein leidenschaftlicher Beerenfresser, der hauptsächlich den Beeren des Traubenhollunders nachgeht und bei stürmischer und regnerischer Witterung, wo die Kerfe seltener sind, sie zu seiner ausschließlichen Nahrung gebraucht. Ich habe gerade seinetwegen in meinem Hausgarten eine große Anzahl dieser Sträucher angepflanzt, die jedes Jahr reichlich tragen, und mit ihren schon im Juli reifenden roten Beerentrauben dem Garten sogar zur Zierde dienen. Bei Regenwetter sind oft 20 Stück Rotschwänze dabei anzutreffen. Ja diese sind auf die Beeren so erpicht, daß sie, wenn ich selbige in einen Käfig hänge, ohne Scheu hineinspazieren und sich daran gütlich tun. Im Spätherbst erscheinen sie sehr häufig an den sonnigen Wänden von Mauern und Gebäuden, um hauptsächlich die dort sitzenden Stubenfliegen zu fangen. Ihr scharfes Auge entdeckt eine an der Wand sitzende Fliege auf 12 Schritt Entfernung und noch weiter, wie ich oft zu beobachten Gelegenheit hatte. Oft lassen sie sich auch durch die innerhalb des Zimmers an den Scheiben sitzenden Fliegen täuschen und flattern dann außerhalb am Fenster umher.

Gegen die Mitte des Oktobers versammeln sich die Mitglieder der reiselustigen Flüge an einem bestimmten Orte. Für unser Dörfchen ist dieses eine am Waldessaume liegende Mergelgrube. Hier sieht man sie einige Abende nacheinander in großer Anzahl beisammen, als gälte es noch einige Vorkehrungen zu der großen Reise zu treffen; dann sind sie plötzlich übernacht abgereist. Der gewöhnliche Termin ihres Aufbruchs fällt bei uns auf den 18. oder 19. Oktober. Einzelne Nachzügler, vielleicht Nordländer, treiben sich hier noch im November umher.



55. Nachtigall. 56. Rotkehlchen. 57. Hausrotschwanz.
58. Gartenrotschwanz.

Kunstzeichner: Fr. Eugen Zähler, Gedruckt in H. Gessner's Verlag.

Der zweite Rotschwanz, der unser Waldgebirge in großer Anzahl bewohnt, ist der Wald- oder Gartenrotschwanz (*Ruticilla phoenicurus*), ein Vogel von wirklich reizender Färbung, der Stieglitz unserer Sängerguppe. Das Männchen mit schwarzer Kehle, weißem Vorderkopfe, aschgrauem Mantel und rostroter Brust ist ein wahrer Prachtvogel.

Der Aufenthalt des Gartenrotschwanzes erstreckt sich nicht nur über den lichten Laub- und finsternen Nadelwald des Gebirges, sondern auch über größere Baumpflanzungen und Gärten in Dörfern und Städten. Oft schlägt er seine Wohnung sogar auf freiem Felde auf, wenn sich nur Hecken mit alten Heimbuchenstämmen vorfinden, die er sehr zu lieben scheint. In den hohen lichten Buchenwaldungen bei uns fehlt er niemals.

Einige Tage vor Ankunft der Nachtigall pflegt er sein Sommerquartier wieder zu beziehen. Jetzt sieht man ihn wie ein Rotkehlchen an den Hecken auf und ab fliegen, auf einem Zweige Rast machen, um von hier aus die im Grase sitzenden Kerfe und Würmer zu erspähen. Später, wenn es erst mehr fliegende Kerfe gibt, erhascht er dieselben im Fluge aus der Luft.

Der Gesang des Gartenrotschwanzes übertrifft den seines Beters an Wohlklang und Stärke. Jeder Ton desselben ist voll und melodisch, wenn auch die Strophen nicht sehr lang sind. Häufig verbessert er denselben durch Reminiszenzen aus anderen Vogelgesängen, wie er denn mit Vorliebe unsere Grasmücken nachahmt. Es gehört schon ein geübtes Auge dazu, den singenden Vogel im Walde aufzufinden, denn er sitzt gewöhnlich hoch in den belaubten Wipfeln versteckt.

Sein Nest findet man in Baumhöhlen, auch in alten Heckenstämmen, oft nur wenige Fuß vom Erdboden. Sehr gern benutzt er auch ausgehängte Starenkasten. Seit mehreren Jahren ist er ein regelmäßiger Sommergast meiner Brutkolonie, der aber lieber isoliert hängende Kasten bezieht. Um sein Nest nicht zu verraten, hält er sich niemals lange dabei auf, sondern schlüpft mit der größten Eilfertigkeit ein und aus. Als einmal ein vorwitziger Staarmaz seinen Kopf durch das Schlupfloch steckte, um einen tiefen Blick in das Innere des Kastens

zu werfen, fuhr ihm plötzlich das brütende Weibchen mit Behe-
menz ins Angesicht und trieb dann den Störenfried noch eine
Strecke weit vom Neste fort. Sind erst Junge im Neste, da
wird er wohl noch viel vorsichtiger als vorher. Lautlos trägt
er ihnen ihr Futter zu, besucht aber das Nest nicht, sobald er
sich beobachtet glaubt.

Sobald im Juli die zweite Brut glücklich beendet ist,
durchstreifen die alten und jungen Vögel die Gegend nach den
verschiedensten Richtungen. Um diese Zeit hat die Sonne im
Gebirge schon die Beeren des Traubenholunders (*Sam. race-
mosa*) gezeitigt und die roten Früchte laden freundlich zum
leckeren Mahle ein. Natürlich fehlen an dieser Tafel die Gar-
tenrotschwänze niemals. Den ganzen Tag fliegen sie ab und zu
und es sieht sehr unterhaltend aus, wenn die begierigen Vö-
gel erst eine Weile mit zitternden Flügelschlägen vor den Trau-
ben rütteln, plötzlich eine Beere mit dem Schnabel ergreifen
und sie auf einen benachbarten Zweige verzehren. Bei Regen-
wetter ist ein volltragender Strauch in wenigen Tagen so
vollständig geleert, daß auch nicht eine einzige Beere mehr
daran zu finden ist.

An die Rotschwänze reihen wir die Familie der Stelzen,
von welcher drei Glieder Bewohner unseres Waldes sind und
zwar die weiße Bachstelze, die Gebirgsstelze und die
Schafstelze.

Die weiße Bachstelze (*Motacilla alba*) bei uns
unter dem Namen Wippstert allgemein bekannt, ist ein
äußerst munterer und beweglicher Vogel, der sich unter be-
ständigem Nicken des Kopfes und Wippen des Schwanzes mit
hastig trippelnden Schritten am Erdboden fortbewegt, die Luft
in großen Bogen durchheilt und dabei fortwährend seinen hellen
Lockton erschallen läßt. Unter den Kerbtiere zehrenden Gästen,
die dem Pfluge des Landmanns folgen, stellt die Bachstelze
immer das größte Contingent. Auf den Weiden und Tristen
begleitet sie das Vieh und befreit dasselbe von den lästigen
Quälgeistern der Mücken und Fliegen.

Dem Menschen weicht sie selten aus, sucht oft dicht vor unsern Füßen ihre Nahrung, wird aber sehr vorsichtig, wenn man ihr übel begegnet ist. Naht sich ein Habicht oder Sperber, welche ihr wachsames Auge bald gewahrt, so erhebt sie sich mit ihren Genossen in die Luft, um mit lautem Angstgeschrei die Gegenwart der verhassten Räuber anzumelden. Trotz ihrer Wachsamkeit wird doch wohl eine vom Sperber überrascht, denn ich war einst Zeuge, daß derselbe eine nur wenige Schritte von mir einherspazierende Bachstelze ergriff und davontrug. In der Luft sucht sie ihm dagegen durch geschickte Wendungen und scharfe Biegungen zu entgehen.

Die Bachstelze ist ein Zugvogel, der sein einmal erwähltes und ihm liebgewordenes Heim immer wieder aufsucht. Oft kehrt sie schon im März zurück und sucht dann ihre Nahrung auf den nach Süden hin gelegenen Dächern, wo sich die durch die Sonnenwärme hervorgelockten Fliegen aufhalten. Wenn die Oktoberstürme über unsern Wald brausen, rüstet sie sich wieder zur Abreise. Ihre gelbe Schwester, die Schaftelze (*Mot. flava*) eine Bewohnerin der fetten Ebene, die am Fuße unseres Waldes brütet, ist ihr bereits vorausgeeilt, da sie schon Ende August nach Süden aufbricht. Ebenso wie diese reist unsere Bachstelze in Flügen von 20—30 Stück, die unter beständigem Locken in raschem Bogenfluge dahinjegeln. Lange Zeit vor der Abreise haben sich schon die Flügel zusammengefunden und zwar auf ihren nächtlichen Ruheplätzen. Sie setzen sich nämlich bei Nacht der Sicherheit wegen in Weidengebüsche, deren schlanke Zweige auf den Wasserpiegel eines Flusses oder Teichs herabhängen. Zu solchen gemeinschaftlichen Schlafplätzen reisen sie oft alle Abende stundenweit.

Einst traf ich auf einem am Wasser stehenden Weidenbaume eine Bachstelzengesellschaft, die sich eben zur Ruhe begeben wollte und in den Zweigen nach Kräften lärnte. Jetzt schlich vom nahen Gehöfte eine Katze herbei, sprang auf den Weidenstamm und saß dort lange Zeit, lüstern nach den im äußersten Gezweig sitzenden Vögeln hinüberschielend. Sonderbarer Weise beachteten die Vögel den Feind nicht weiter, wußten sie nur zu gut, daß die Katze ihnen nichts anhaben konnte, da sie bei einem Sprunge unfehlbar in die kalte Flut gestürzt wäre und dafür sollte sie sich, die eben keine Liebhaberin des Wassers ist, schon hüten.

Zeitweilig bleiben auch einige Bachstelzen im Winter über bei uns und leiden, so lange die Gewässer eisfrei sind, eben keinen Mangel. Tritt aber Frost ein, da sieht man sie an den Kinnsteinen der Küche stehen, um aus dem Spüllicht allerlei vegetabilische und animalische Abfälle zu lesen.

Der Gesang der Bachstelze ist ein gemüthliches Gezwitzcher, welches sie im Laufen, Sitzen und Fliegen ertönen läßt. Wenn es gilt, das Weibchen zur Hingebung zu bewegen, da wird der Ton des leidenschaftlich erregten Vogels stärker. Ein fremdes Männchen aber, welches mit unserm Stiftsfräulein, wie die Bachstelze auch genannt wird, zu charmieren sich erköhnt, wird von dem rechtsmäßigen Eheherrn, der in solchen Dingen keinen Spaß versteht, mit durchdringendem Gezeter angegriffen und in die Flucht geschlagen. — Ueberdies zankt sie gern mit andern Vögeln und sah ich schon, daß sie hinter dem Stare, mit dem sie sonst friedlich unter einem Dache einquartiert war, herstürmte und ihn in Kreuz- und Quersügen durch die Lüfte trieb. Gewöhnlich ist ihr Zweck aber nur eine übergroße Necklust, welche selten einen ernsthaften Charakter annimmt. Daß sie aber auch edlerer Regungen und Gefühle fähig ist, bewies vor Jahren hier eine Bachstelze, die mehrere Tage hindurch an dem Neste eines Hausrotschwanzes erschien und die Jungen mit Nahrung versorgen half.

Wenn wir im Sommer dem schäumenden Waldbache entlang im Gebirgstale hinaufwandern, vernehmen wir neben dem durchdringenden *T h i i t !* des Eisvogels einen fast ebenso scharfen Ton, der wie *Zizizi !* lautet, welcher von einem dort wohnenden Vogel herrührt, dem mit vollem Rechte der Name *Gebirgsstelze* (*Mot. sulfurea*) gebührt. Wir können uns die niedliche Bewohnerin des Gebirgsbaches in nächster Nähe betrachten, wenn sie in ihrer graziösen Weise auf den schaumbespritzten Felsblöcken umhertrippelt, Wasserkerfe erschnappt und sonst ihren Geschäften nachgeht. Wie zierlich sich das

Vögelchen zu tragen weiß, wie es gleichsam hochgeschürzt am Ufer auf und ab spaziert, daß ja kein Schmutz das zarte Federkleid besudle!

Daß auch sie gern die Nähe des Menschen aufsucht, geht schon daraus hervor, daß sie regelmäßig bei Mühlen oder sonst am Wasser stehenden Gebäuden zu finden ist. An den Mühlteichen hat sie immer ihre Lieblingsitze auf Steinen, Stämmen, Pfählen u. s. w., von wo aus sie ihre Jagden auf Fliegen, Mücken, Gaste und Käferchen anzustellen pflegt. Wasser scheint ein unablässige Bedingung ihres Lebens zu sein, doch fand ich sie vor Jahren einmal an einem weit vom Wasser entfernten Hohlwege brüten. Bemerken will ich aber, daß es gerade ein nasses Frühjahr war, wo der Hohlweg oft von Wasser durchströmt wurde. Vielleicht war dies die Veranlassung, die ihr diese Vertlichkeit als passend erscheinen ließ. Später habe ich sie daselbst nicht wieder angetroffen.

Die Gebirgsstelze erscheint schon früh im Jahre wieder am Brutorte und macht sich bald durch ihren scharfen Lockton und Gesang bemerklich. Sehr häufig überwintern einzelne Pärchen im Gebirge. In der Nähe meines Hauses habe ich schon seit Jahren ein solches Pärchen beobachten können, welches sich meist am Wasser aufhält, aber auch wohl mal auf meinem Hofe Einkehr hält und daselbst allerlei Nahrungsmittel aufsucht. Einst, als tiefer Schnee lag, fing ich das Weibchen in einem Schlagnetz ein, setzte es in einen großen Käfig und warf ihm lebende Mehlwürmer, aufgequollte Ameiseneier u. s. w. vor, allein es weigerte sich hartnäckig, irgend welche Nahrung zu sich zu nehmen und sah ich mich schließlich gezwungen, ihm die Freiheit wieder zu geben. Uebrigens war der Vogel äußerst gut genährt, während ein Hänfling, den ich an demselben Tage einfing und der doch ein Körnerfresser ist, im letzten Stadium der Darre stand.

Der Gesang der Gebirgsstelze erinnert in seinem Grundzuge an den Gesang der weißen Schwester, besteht aber aus helleren und wohlklingenderen Tönen. Man vernimmt ihn hauptsächlich in den ersten Frühlingsmonaten, wo das kleine Vogelherz von Lust und Liebe geschwellt ist. Die einsam liegenden Mühlen erhalten durch den fleißig singenden Vogel einen ganz besonderen Reiz.

Schon früh im Jahre schreitet das Gebirgsstelzen-Pärchen zur Fortpflanzung und baut unter Ufer, Steine und Wurzeln ein mit Haaren, Federn und sonstigen weichen Stoffen ausgefüttertes Nest. Sehr gern nistet es auch in die Nähe des Mühlrades, wenn sich nur eine etwas tiefe Höhlung in dem Mauerwerke findet, so daß das stäubende Wasser der Brut nicht Schaden kann. Hier drohen dem Neste lange nicht die Gefahren, als an anderen Orten, da es hier selbst vor den Wasserratten sicher ist. Auch wagt es hier der Rukuk nicht, sein Ei in das Nest zu praktizieren, wodurch sonst viel Bruten ruiniert werden.

Die Jungen, welche ich sehr leicht mit hartgefottem und gehacktem Hühnerrei, Ameisenpuppen und etwas Weißbrot aufgezogen habe, gehören zu den zierlichsten Stubenvögeln, werden sehr firre und ergözen das Auge durch ihre anmutigen Bewegungen. Noch in diesem Jahre brachte mir ein Knabe eine bereits dem Nest entschlüpfte Gebirgsstelze, die sich erst durch längeres Fasten zum Sperren bewegen ließ. Sie wurde sehr zutraulich, verfolgte mich, wie ein Hund, auf Schritt und Tritt, ließ sich auf den Fingern tragen, so daß ich auch versuchte, sie zum Ein- und Ausfliegen zu gewöhnen. Einige Zeit ging es sehr gut, da aber war sie plötzlich spurlos verschwunden.

Tritt uns in der Gebirgsstelze ein gegen die Strengen und die Unbilden unseres Winters geseiter Vogel entgegen, so erblicken wir in der kleineren, aber ähnlich gefärbten Schwester, der Kuh- oder Schafstelze, (*Budytes flavus*) gerade das Gegenteil. Als äußerst weicher und zärtlicher Sommergast erscheint sie bei uns in den ersten Tagen des Wonnemonats, wenn die Gebirgsstelze bereits ihre Jungen äzt und begibt sich schon am Ende des Monats August wieder auf die Reise, welche erst in der Mitte des schwarzen Kontinents ihren Ab-

schluß findet. Das Heimatland vermag sie nur vier Monate hindurch zu fesseln. Eigentümlich ist die Art und Weise ihres Wanderns. In größeren oder kleineren Flügen vereint fliegen die wanderlustigen Vögel unter lauten, wie *blieb, blieb!* klingenden Lockrufen von Trift zu Trift, von Weide zu Weide, verweilen hier je nach Gefallen und Bedürfnis kürzere oder längere Zeit und ziehen darauf wieder lockend von dannen. Wo im fetten Flachlande oder auf magern Bergeshöhen ein wettergebräunter Hirt sein Wollenvieh hütet, wo in feuchten binsigen Niederungen ein „göttlicher Sauhirt“ seiner Borstenträger wartet, wo im saftigen Grün „der Kinder breitgestirnte glatte Scharen“ weiden, ist die Kuhstelze um diese Zeit ein täglicher Gast. Ohne Scheu rennt und trippelt sie inmitten des Herdenviehes umher, fängt die durch den Fußtritt der Vierfüßler vom Nasen aufgeschreckten oder die das Vieh plagenden und belästigenden Insekten und verkürzt durch ihre Vertraulichkeit, Lebendigkeit und Behendigkeit dem sinnigen Hirten des Tages langsam schleichende Stunden.

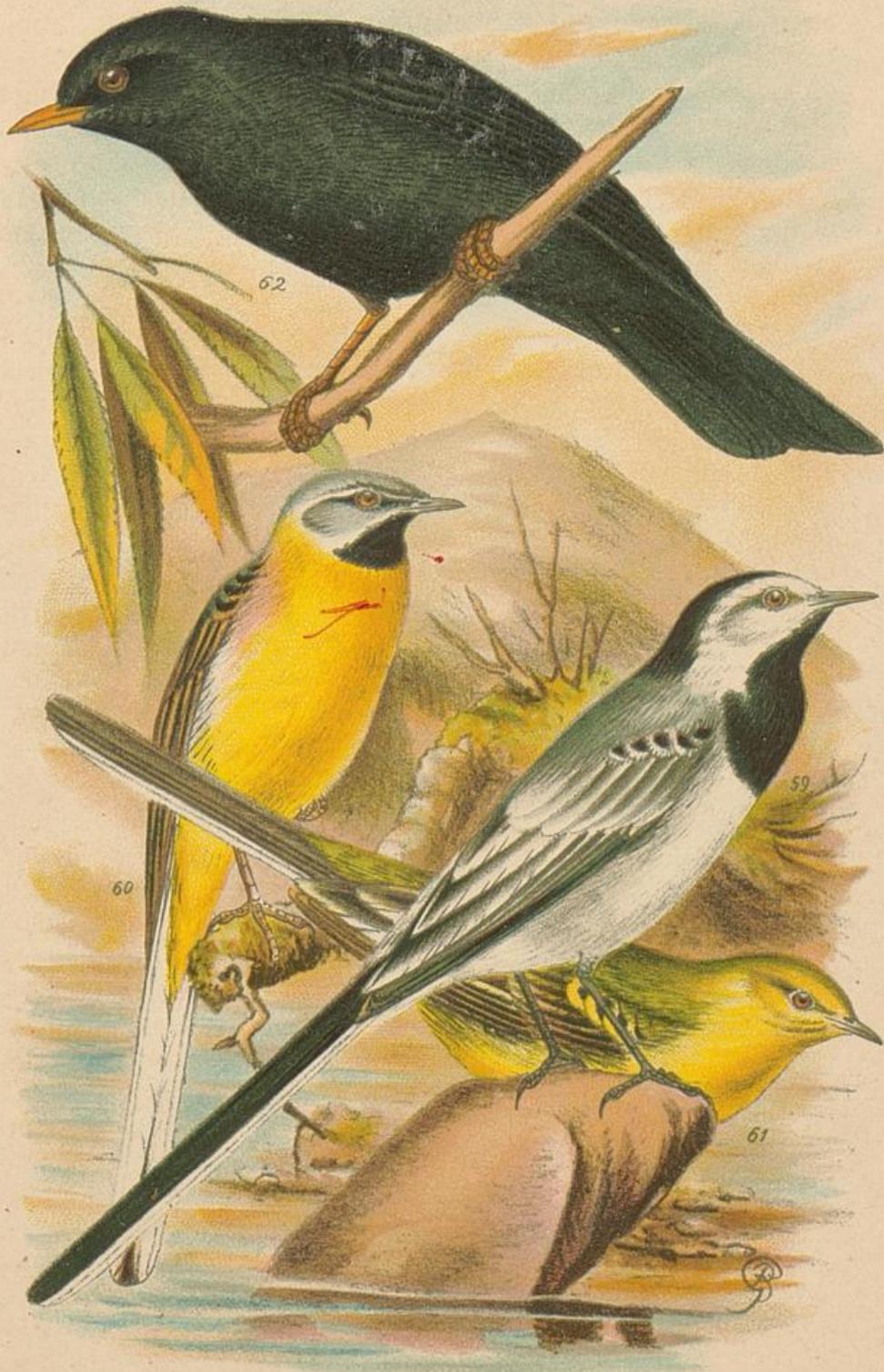
Zum Sommeraufenthalte wählt sich die Kuhstelze feuchte in den Niederungen und Ebenen liegende Triften, Wiesen, Grasanger und Weiden. Im Gebirge findet sie sich nur auf dem Zuge ein. Die Nähe der Ortschaften scheint ihr nicht zu konvenieren, da sie sich immer erst in einiger Entfernung davon ansiedelt. Sehr gern unternimmt sie aber vom Brutplatze aus kleine Exkursionen in benachbarte Raps-, Rübsen-, Bohnen- und Getreidfelder oder in beschülzte, mit Binjen und Weidicht bewachsene Plätze.

Mehr noch als die weiße Bachstelze ist die Kuhstelze ein echter Bodenvogel. Nur das Männchen fußt zur Brutzeit zeitweilig auf einem Grenzsteine, Pfahle oder sonstigen erhöhten Punkten, von wo aus es sein Gebiet bequem zu überschauen vermag. Unter einander leben Männchen und Weibchen verträglich und friedfertig, dagegen verkehren sie mit den benachbarten besiederten Flurbewohnern keineswegs in Liebe und Freundschaft. Besonders schlimm sind stets die armen Wiesenpieper, Schmäger und Ammern daran, die, von den erregten Vögeln aufs Korn genommen, förmlich geheßt und geängstigt werden. Selbst der wurmsuchende Staar, der ihnen vermöge seiner Körperkraft und Größe bedeutend überlegen ist, muß sich

dann und wann einige Molestierungen gefallen lassen, wenn er auch nur im Abfluge begriffen verfolgt wird.

Über den Gesang unserer Kuhstelze läßt sich eben nicht viel Rühmliches berichten. Derselbe ist nur ein leises aber angenehm und gemüthlich klingendes Gezwitscher, in welchem die Locktöne hauptsächlich dominieren. Wie alle Stelzen singt das Männchen anhaltend und inbrünstig, wenn es um die Geliebte mit ausgebreitetem Schwanze und gelüfteten Flügeln den Hochzeitsreigen tanzt.

Sobald die Pärchen ihr Sommerquartier wieder bezogen haben, schreiten sie auch sofort zum Nestbaue. In einer Vertiefung des Bodens, an Maulwurfshügeln, Erd- und Steinhäufen, an Gräben und Rainen, oft überschattet von Schilfgras, Binsen oder Getreidehalmen, steht das kunstlos aus Halmen, Würzelchen und Moosrispen zusammengelegte Nest, dessen Mulde mit Haaren, Tierwolle und einzelnen Federn ausgepolstert ist. Die 4—6 zartschaligen, aber glanzlosen Eier, dessen trübweiße Grundfarbe mit einzelnen graurötlichen Flecken, Punkten und Stricheln versehen wie marmoriert erscheinen, werden von der Stelzenfrau allein gezeitigt, indes das Männchen treu die Wacht hält und jede Gefahr, die der Brut durch umherstrolchende Katzen, Wiesel, Elstern und Rabenkrähen droht, sofort der Gattin zu erkennen gibt. Sobald erst Junge im Neste sind, fliegen beide Alten vom ersten Morgengrauen bis zum späten Abend beständig ab und zu, setzen sich immer eine kleine Strecke vom Neste entfernt nieder und trippeln, wenn ihnen nichts Verdächtiges auffällt, eiligst der trauten Heimstätte entgegen. Die Jungen wachsen rasch heran und bleiben lange Zeit unter der Führung der Eltern. In den ersten Wochen halten sie ihre Nachtruhe in den Weidengebüschen benachbarter Bäche und Flüsse, später aber eilen sie alle Abende den Rohrwaldungen zu, um in Gemeinschaft von Staren, weißen Bachstelzen und Schilffängern der Morgenröthe des neuen Tages entgegen zu träumen.



59. Bachstelze. 60. Gebirgsstelze. 61. Schafstelze. 62. Schwarzdrossel.

Kunststift F. Eugen Kühn, G. v. H. H., Geis-Unterhaus

Eine in unserm Waldgebirge zahlreich vertretene Familientalentvoller Sänger ist die der Drosseln. Wir nennen unter denselben zuerst die Schwarzamsel (*Turdus merula*), hier gewöhnlich Schwarzdrossel genannt, ein Vogel, der sein glänzend schwarz aristokratisches Gewand mit Anstand und Würde zu tragen weiß.

Wenn nach dem ersten heiteren Februartage ein warmer stiller Abend auf den Wald herabsinkt und des Spätrots lichter Glanz den westlichen Himmel überflutet, da wird das lange und tiefe Schweigen, was bisher auf der Natur lag, durch den volltönenden Flötengesang unserer Schwarzamsel gar feierlich unterbrochen. Überall, in den hohen Fichtenbeständen der Berge sowohl, als auch in den Buchen- und Eichenbeständen der Täler erklingen jetzt die herzerhebenden Lieder und erwecken in der Seele des wahren Naturfreundes Frühlingstrost und Frühlingstonne. Doch nicht allein in der Waldeinsamkeit läßt sich die Botin des nahen Frühlingstrostes vernehmen, nein, mitten im Dorfe, neben unserer Wohnung sitzt sie auf dem Wipfel einer Fichte und lockt uns aus dem Winterstübchen in die Abendluft, damit der volle Zauber ihres Liedes auf unser Herz wirken kann.

Dieser Sänger, der so wunderbare Lieder singt, gehört mit zu den wenigen Vögeln, die in den letzten Jahrzehnten sich immer mehr in der Nähe der Menschen ansiedeln und heute schon da zu finden sind, wo man sie früher niemals beobachtete. So ist die Amsel heute eine beständige Bewohnerin der in der Nähe unsers Waldgebirges liegenden Stadt Detmold, nistet dort in den Gärten und Anlagen und singt von den Bäumen der Promenaden, selbst von der Dachfirst hernieder, ihre Lenzgesänge. Vor 50 Jahren war sie in Lemgo und Umgegend nur im Winter in einigen Exemplaren zu finden. Heute hat sie sich dort schon so eingebürgert, daß sie, in Ermangelung einer passenden Brutstätte, sogar unter den Dächern der Häuser, in Stallungen und auf Böden ihre Nester anlegt. Ihre Ausbreitung und Vermehrung würde noch viel rascher um sich greifen, wenn nicht die herumstrolchenden Katzen die meisten Bruten zerstörten. Im Umgange mit dem Gebieter der Schöpfung hat sich selbst das Naturell des Vogels verändert. Während die Amsel als Waldbewohnerin den Menschen stets mit dem größten Mißtrauen beobachtet, und, so wie sie seiner ansichtig,

wird, ins Dickicht fliegt, läßt die Städterin den Menschen nahe herankommen und sich sogar von ihm füttern.

Doch betrachten wir das Leben der Amsel genauer. Früh bei Anbruch des Tages fliegt sie auf die an den Wald grenzenden Acker, Wiesen, Ager und Weiden. Hier läuft sie in kurzen Absätzen umher, oftmals mit den Flügeln schlagend und den Schwanz bald rasch, bald langsam auf- und abschnellend. Zeigt sich etwas Verdächtiges: eine Katze, ein Fuchs oder ein Raubvogel, so hat es ihr scharfes Auge bald bemerkt und mit einem lärmenden Hihihhi fix, fix, fix!, welches alle benachbarten Vögel sofort verstehen, verschwindet sie im Walde. Diese Lärmstrophe, mit welcher sie dem Jäger auf dem Anstande das Herannahen des Wildes anzeigt, habe ich von ihr schon in hellen Mondscheinnächten gehört, wenn sie vielleicht durch eine Gule im Schlafe aufgeschreckt wurde. Gegen ihresgleichen ist sie zänfisch und unverträglich und selbst im Winter, wenn sie an den offenen Quellen erscheint, gibt es beständige Fehden. Einst stellte ich an einem hellen Wintertage eine im Käfige sitzende Amsel in meinen Garten. Sofort erschien dabei eine ihrer freien Genossen, um mit der Gefangenen einen kleinen Strauß auszufechten. Niedergebeugten Hauptes, die Flügel herabhängend, den Schwanz ausgestreckt umrannte der kampfeslustige Vogel den Käfig, trippelte mit den Füßen und ließ dabei sein Hihihhi fix, fix, fix mutig erschallen.

Die Nahrung der Amsel besteht zur Sommerzeit aus allerlei Gewürm. Am liebsten sucht sie Regenwürmer, die sie in der Morgen- und Abenddämmerung geschickt aus dem tauigen Rasen zieht. Sie besucht deshalb am Tage noch gern diejenigen schattigen Plätze hinter Hecken und Büschen, wo der Tau lange im Grase liegt. Im Walde selbst sucht sie unter dem trockenen Laube, das sie geschickt mit Schnabel und Füßen auseinanderkragt, allerhand kleine Schnecken, Larven und Käfer. Gibt es aber erst Vogelfirschen, Heidelbeeren, rote Holunderbeeren, Ebereschen zc., da werden diese begierig aufgesucht. Im Spätherbst und Winter begnügt sie sich mit Weißdornbeeren, Schlehen, Hagebutten usw.

Von allen unsern Singvögeln baut die Amsel am frühesten im Jahre. Ehe einmal unter den Hecken die blauen Veilchen sprießen, hat sich das geschäftige Weibchen schon im grünen

Nadelwalde, in dichtem Gehölz, auf einem alten Stamme, in aufgeschichteten Holzhaufen oder sonstigen passenden Orten ein sicheres Plätzchen erwählt und bildet hier aus Reisern, Moos und feuchter Erde zuerst die Grundlage des Nestes. Darauf beginnt es aus Würzelchen, Heidekraut und biegsamen Gräsern, die es teils selbst heranschleppt, teils aus dem Schnabel des Gatten entgegennimmt, eine dichte Nestwand aufzuführen, kleidet sie mit lehmiger Erde aus und belegt die Nestmulde mit zarten Halmen, vermischt mit trockenen Blättern und Tierhaaren. Dieser solide Bau bietet den oft noch über ihn hinziehenden Schneegestöbern Trost und umfängt weich und warm der zarten Nachkommenschaft keimendes Leben. Nicht immer steht der Bau niedrig, ganz alte, erfahrene Pärchen nisten wohl 6—8 m hoch, wie ich oft beobachtet habe. Neben meinem Hause nisteten im Laufe eines Sommers in einem Nadelwäldchen acht Amfelpärchen. Von diesen standen 5 Nester weit über Manneshöhe und ihre Insassen flogen alle glücklich aus; Nr. 6, welches ungefähr 1 m hoch stand, enthielt am 20. Mai noch 5 flügge Junge, am 21. Mai fand ich das Nest mit Blut besudelt und einige Knochen- und Federnreste der Jungen nebenbei; Nr. 7, mit 4 Eiern, nur 0,5 m vom Boden stehend, trug am 8. Mai die Spuren der Zerstörung durch ein Raubtier; Nr. 8 endlich, welches 4 Eier enthielt und 1,5 m vom Boden in einem wilden Rosenstrauche stand, wurde, ohne daß ich die Ursache ermitteln konnte, verlassen. Einmal fand ich sogar ein Amfelnest unter dem Ufer eines Hohlweges und ein anderes in einer Felspalte des Gyrternsteins.

Die Amfel ist ein sehr beliebter Hausvogel, den man meist jung aus dem Neste nimmt und mit Weißbrot und Gerstengröße leicht aufzieht, oder alt einfängt und einbauert. Jung aufgezogen lernt sie auch Lieder und Melodien korrekt nachpfeifen und mit ihrer vollen runden Flötenstimme wiedergeben. Von allen Amfeln, die ich bisher im Käfige gehalten, bewahre ich heute noch einer besonders Bevorzugten ein treues Andenken. Ein solch fecker, übermütiger und doch zutraulicher Vogel ist mir nie wieder vorgekommen. Sobald ich vor seinen Käfig trat, begrüßte er mich mit leise flüsternden Tönen, hielt den Schnabel halb geöffnet, machte mit dem größten Anstande eine gemessene Verbeugung, rief laut sein Tak tak! nahm mir den vorgehaltenen Mehlwurm aus der Hand, trug ihn hochaufge-

richtet im Käfige umher und verzehrte ihn erst, wenn ich mich wieder entfernt hatte. Reizte ich ihn aber, da wurde er aufgereggt, zornig, biß mit laut klappernden Schnabelhieben nach dem Finger, trippelte unruhig hin und her und schrie laut seine Lärmstrophe. Wenn ich ihn einmal im Zimmer frei fliegen ließ, flog er mir oftmals auf den Kopf, hackte mit seinem Schnabel oftmals in sehr empfindlicher Weise darauf herum und lärmte fortwährend. Seine Nachahmungskunst war so groß, daß er den Hund pfiß, die Tauben lockte und den Schlag eines im Baumhofs wohnenden Finken täuschend reproduzierte. Mit anderen Vögeln, wie mit Simpeln, Hänflingen, Finken, Spazern und Kanarienvögeln konnte er sich im Zimmer gut vertragen, nur konnte er eine hinzugebrachte Singdrossel nicht dulden und hatte sie bald so übel zugerichtet, daß ich sie aus seinem Bereiche entfernen mußte.

Daß auch die freilebende Amsel manchmal Töne und Strophen anderer Vögel nachahmt, möge folgende Tatsache beweisen. Nicht weit von meinem Hause liegt am Waldessaume ein einsames Bauernhaus. Als ich einst in der Nähe dieses Hauses spazieren ging, erklang von einer Eiche herab das Lied einer Amsel, aber so ohrenbeleidigend und mit einem so häßlichen Mißklange verwebt, wie ich dasselbe noch nie vernommen. Gerade die Hauptstrophe, die sonst die vollen runden Flötentöne enthält, welche man hier mit dem Worte Portoriko! bezeichnet, bestand aus einem heiseren Kikiki! (Der Nachdruck fiel auf die zweite Silbe). Woher hatte die Amsel diese Jamertöne? Es sollte mir bald klar werden. Ein Hahn aus dem benachbarten Hause war ihr Lehrmeister gewesen, denn dieser krächte ebenso roh und ungeschliffen und ganz mit derselben Afzeturierung. Da diese „tonschänderischen Verworfenheiten“ gewiß ein übles Vorbild für die jungen Amseln gewesen wäre, suchte ich beide aus der Welt zu schaffen. Der Hahn wurde, da er selbst bei seinem Besitzer wegen seines polizeiwidrigen Krähens in Mißkredit gekommen war, bald zur Suppe verwandt und die Amsel zog sich später tiefer in den Wald zurück, wo ich sie noch einigemal vernahm; dann aber verschwand sie spurlos.

Seitdem unsere Amsel sich ins Kulturland begeben hat, ist sie bei allen Gartenbesitzern, welche die in der Neuzeit so

beliebt gewordenen Beerenfrüchte bauen, der bestgehaßte Vogel, der mit einer unverschämten Dreistigkeit sein Plünderungsgeschäft betreibt. Man sucht daher seine weitere Ausbreitung und Vermehrung möglichst einzuschränken. Professor Marshall macht neuerdings den Vorschlag, man solle die Weibchen abschießen und nur die singenden Männchen am Leben lassen. Das ist aber dasselbe, als wenn die gänzliche Ausrottung des Vogels gefordert wird, denn wenn man die Weibchen tötet, so wird es auch bald keine Männchen mehr geben. Eine Beschränkung der Menge mag unter Umständen gestattet sein, eine völlige Vernichtung niemals.

Die Amsel ist bald Stand- bald Strichvogel. Die alten Männchen bleiben meist an ihrem Wohnorte, während die Weibchen und jüngeren Männchen im Winter das Gebirge verlassen und in die wärmere Ebene hinabziehen. Die Weibchen scheinen überhaupt viel schwächer zu sein als die Männchen, denn ich habe schon verschiedentlich im Winter erschöpfte Amseln bekommen, aber es waren immer nur Vögel weiblichen Geschlechts.

Gegen Ende September erscheint in unserm Walde aus den nordischen Gebirgen herniederziehend ein der Amsel sehr nahe verwandter Vogel, die Schildamsel (*Turdus torquatus*) auch Ringdrossel genannt, plündert hier die Vogelbeerbäume, sucht auch in den Baumhöfen die Zwetschen auf und eilt nach einigen Wochen wieder den südeuropäischen Gebirgen zu. Im milden Winter bleiben sogar einige hier. Im April kehren sie zurück, suchen, wie unsere Amseln, auf feuchten Wiesen, unter Hecken ihre Nahrung, bleiben bis im Mai und reisen dann wieder nordwärts. Zeitweilig verweilt auch wohl ein Pärchen im Sommer hier, ja ich habe sie schon im Juli einzeln auf dem Bergrücken der Belmarstot (440 m über dem Meere) bemerkt, kann aber nicht sagen, ob dies alte oder junge, hier ausgebrütete Vögel waren. Ich selbst habe noch

kein Nest dieses Vogels aufgefunden, doch teilten mir einst einige Knaben mit, daß sie ein Nest einer Amsel gesehen hätten, die vor der Brust einen weißen Fleck gehabt habe. Im Jahre 1890 machte mir ein Hirt in der Stadt Horn die Mitteilung, daß auf dem Gebirgszuge der kleinen Egge, 330 m über dem Meere, im Jahre zuvor ein Paar unsers Vogels gebrütet habe. Der Mann, ein echter Vogelfreund und Kenner, der im Sommer Tag und Nacht im Walde zubrachte, verdient vollen Glauben. Im Jahre 1890 fand ich schon am 7. Sept. eine Familie von 6 Stück auf einem Vogelbeerbaume. Diese mußten, aller Wahrscheinlichkeit nach, hier erbrütete Vögel sein, da die Nordländer erst 3 Wochen später hier erschienen.

Wie die Schwarzamsel ist auch ihre etwas kleinere mit einem hellgraubraunen Federkleide gezierte Schwester, die Singdrossel (*Turdus musicus*), eine ebenso ausgezeichnete Sängerin. Unter den Vogelliebhabern wird vielfach hin und hergestritten, welcher von beiden die Siegespalme zuzuweisen sei. Der eine rühmt seine Amsel, der andere seine Drossel und jeder sucht die Vorzüge seines Lieblingsvogels ins hellste Licht zu stellen. Dieser Streit ist ebenso fruchtlos, wie der Streit in der literarischen Welt über das Dioskurenpaar unserer Dichterheroen. Eingedenk der Worte Goethes, mit welchen er dem Gezänk ein Ende zu machen suchte, möchten auch wir in Bezug auf unsere beiden Rivalen sprechen: Wir wollen uns freuen, daß der deutsche Wald ein paar solche Meisterlänger aufzuweisen hat!

Wenn „der Sturm wie ein schwellender Strom die Märznacht durchbraust“ und von seinem Riesenodem erfaßt die heimatlichen Wälder in ihren Grundfesten erschüttert werden, da ist die Zeit wiedergekommen, wo die Singdrossel in das ersehnte Land der Jugend und Liebe zurückkehrt. In der Nacht ist sie gegangen, in der Nacht heimgeliebt, um beim ersten Morgengrauen den Waldbewohnern ihren Gruß entge-

gen zu rufen. — Wer kennt ihn, diesen markigen, jubelnden und schmetternden Gruß des ersten heimkehrenden Frühlingsboten? Wer hat ihn vernommen, wenn er zum erstenmal nach des Winters trüben Tagen den Wald durchströmt, so klar, so rein und mächtig, als müßten plötzlich alle Knospen springen? O, nur wer ihn gehört, wem er ins Herz gedrungen, der kann seine Wirkung ganz ermessen.

Das Lied der Singdrossel besteht aus reichhaltigen Strophen, welche der Volksmund verschiedentlich in Worte gekleidet hat. So übersetzt man: Philipp, Philipp! hier is' er, hier is' er! Komm zu mir, komm zu mir! David, David! Kuhdieb, Kuhdieb! u. s. w. Aber nicht eine jede Singdrossel ist reich an vollen, schönen Tönen! einige lassen nur ein fortwährendes Gezwitzchen hören, aus welchem sich selten ein freier reiner Ton erhebt; einige sind auch nachlässig im Gesange oder singen nur in der Morgen- und Abenddämmerung. Dagegen sind die talentvollsten auch immer die fleißigsten Sänger, die ihr Licht nicht unter einen Scheffel stellen. In einem neben meinem Hause liegenden Fichtenwäldchen wohnt schon seit Jahren ein ausgezeichnete Sänger, der mit seinem unvergleichlichen Liede, aus welchem ein edles Feuer der Begeisterung sprüht, alle benachbarten Sänger in den Schatten stellt. Vom frühesten Morgen bis zum spätesten Abend, vom März bis in den Juli hinein, erklingen seine abwechselnden Strophen. Sehr oft beherbergt der Nadelwald die besten Sänger, doch gibt es auch in den Laubwaldungen des Gebirges hervorragende Meister.

Die sich im Heimatland, oft schon im Februar einfindende Singdrossel hat häufig noch mit Mangel und Entbehrung zu kämpfen, wenn im Streite des Winters mit dem Frühlinge ersterer wieder die Herrschaft erlangt und die Wälder, die am Morgen die Sängerin gastlich empfangen, am Abend bereits im Schneegewande glänzen. Doch hieraus scheint sich der harte Vogel nicht viel zu machen. Er findet seine Nahrung an offenen Quellen, in Brüchen, Sümpfen und feuchten oder berieselten Bergwiesen und schlägt sich tapfer durch. Schon im März schreitet das verliebte Pärchen zur Errichtung der mehr als halbkugelförmigen Wohnung, deren innere Auskleidung unsere Bewunderung aufs höchste fesselt. Sie besteht näm-

lich aus den Resten verfaulten Holzes, welche das Weibchen mit Speichel befeuchtet und mit dem Schnabel, von dem Centralpunkte des Nestes ausgehend, sehr glatt an den moosigen Nestwänden aufträgt. Fruchte Erde benutzt der Vogel zu dieser Innenwand niemals, wohl verwendet er dieselbe in geringer Quantität zur Befestigung der die Grundlage bildenden Neststoffe. In diesem ausnehmend festen Baue, den der mit großen Massen von Walderde beladene Bau der Amstel um das Dreifache des Gewichts übertrifft, wachsen trotz Kälte und Schneegestöber die Jungen schnell heran. Als einst im Mai die Erde hart eingefroren war und dichte Schneeschauer den Wald durchtobten, lagen in den Nestern der kleineren Sänger, wie Finken und Braunellen, die nackten Jungen tot und erstarrt da, indes die jungen Singdrosseln vor jedem Schaden bewahrt blieben. Die Jungen, welche rasch heranwachsen, verlassen bei der geringsten Störung das Nest, vertriehen sich unter dem Gebüsch und werden dort von den Alten getreu versorgt. Sobald die zweite Brut, die hier etwa Mitte Juli flugbar ist, herangewachsen ist, schlagen sie sich in kleinen Flügen zusammen, durchstreifen ihr Brutrevier und leben von Heidelbeeren, Hollunderbeeren und Ebereschen. Letztere sind und bleiben immer ihre Lieblingskost und werden ganz verschluckt. — Leider benutzt man die verführerischen leuchtenden Beeren noch heutiges Tages als Köder in den Dohnenstiegen zum Fange der verschiedensten Drosselarten, um mit dem zarten Fleische den lüsternen Gaumen der Herren Feinschmecker zu kitzeln. Da fallen unsere herrlichen Sänger oft schockweise in die Hände der zum Aushängen von Dohnen allein autorisierten Förster und Jagdberechtigten, welche meist „des leidigen Gewinnes wegen“ solche barbarische Vogelzüge ausüben. In unserm Walde, soweit derselbe unter dem Schutze der lippischen Forstverwaltung steht, ist schon seit Jahren der Fang der Drosseln aufgehoben, weshalb uns auch im Lenze überall ihr herrliches Lied entgegentönt.

Unsere Singdrossel, die in der Freiheit ein sehr scheues und flüchtiges Wesen zeigt und nur von uns beobachtet werden kann, wenn wir zur Dämmerstunde wohlversteckt am Waldesjaume stehen, wo sie mit den schwarzen Schwestern aus dem Dickicht kommt und in großen Sprüngen auf den angrenzenden Äckern und Grasplätzen Gewürm suchend umherhüpfst, beweist in der Gefangenschaft eine große Anhänglichkeit



63. Schildamsel. 64. Singdrossel. 65. Pirol.

Kunstanzalt Fr. Eugen Köhler G. m. & H. Gera-Unterrhaus.

an ihren Pfleger und läßt sich leicht zum Ein- und Ausfliegen gewöhnen. Ich hatte mir einst zwei Stück aufgezogen, von denen ich die eine, welche sich als Weibchen entpuppte, frei ließ. Sie lief in die Haustür, warf einen Blick in die große schöne Welt, machte aber rasch wieder kehrt. Nach einigen Stunden flog sie in den Garten, lief in den Begeen umher, nahm hin und wieder ein Kerbtier auf, durchschlüpfte das Gebüsch, kehrte aber bald ins Haus zurück. Ich warf ihr einige Mehlwürmer vor, die zur Zählung eines Insektenvogels immer unbedingt notwendig sind und die sie auch gierig verzehrte. Am Nachmittage traf ich sie wieder im Garten, sie folgte mir nach, als ich sie lockte, flog dann auf einen Apfelbaum, saß am Abend aber im Hause auf dem Käfige, welchen ihr gefangener Bruder bewohnte. Am folgenden Tage flog sie wieder in den Garten, kam aber mittags durchs offene Fenster ins Wohnzimmer. Bald wußte sie im ganzen Hause Bescheid, verkehrte in der Stube, Küche, auf dem Flur u. s. w., fühlte sich allenthalben heimisch. Diese Anhänglichkeit gefiel mir, daß ich den Entschluß faßte, das zutrauliche Geschöpf nicht mit Gewalt zu vertreiben, sondern ihm freie Hand zu lassen und zu hegen und zu pflegen. Ich gewöhnte es, auf den Ruf „Hänschen“ zu merken, herbei zu kommen und einige Mehlwürmer in Empfang zu nehmen. Auch stellte ich ihm sein Futternäpfchen an einen bestimmten Ort, so daß es nach Belieben schmausen konnte. Anfangs zehrte es täglich von der dargereichten Speise; später, als es im Auffinden seiner Nahrung draußen genug Geschicklichkeit erlangt hatte, waren ihm nur Mehlwürmer genehm. So gedieh meine Singdrossel zu einem äußerst glatten und schmucken Tierchen. Bei Regenwetter blieb sie oft zu Haus, obschon sie sonst vor dem Wasser keine Scheu zeigte und täglich mit Behagen ein kühles Bad nahm, wobei sie sich so durchnäßte, daß ihr das Fliegen schwer fiel. Nach einigen Wochen dehnte Hänschen seine Ausflüge immer weiter aus, flog über den Garten hinweg ins nahe Wäldchen, wo es mit den freien Brüdern friedlich verkehrte. Wenn aber der Abend herankam, oft bei tiefster Dämmerung, erschien es wieder vor der Haustür und beantwortete meinen Ruf sofort mit einem lauten Sif, sif! Da hatte ich dann die schönste Gelegenheit, die Schärfe seines Gesichts zu bewundern, denn wenn es versteckt in einem Baumwipfel saß und ich ihm einen

Mehlwurm ins Gras warf, war es gleich zur Stelle und erwischte ihn. Den ganzen Sommer hindurch hatte ich meine Freude an dem lebenswürdigen Tierchen, bis es ein Sperber am nahen Wäldchen ergriff, in die Lüfte führte und somit alle weiteren Beobachtungen zu nichte machte.

Unter den Stubenvögeln nimmt die Singdrossel immer eine hervorragende Stelle ein. Die Jungen der ersten Brut, welche man leicht mit Weißbrot mit Ameisenpuppen aufzieht, werden, wenn sie das Lied der Alten täglich vernehmen können, meist prächtige Sänger und habe ich schon einige in Besitz gehabt, die, wenn am Weihnachtsmorgen der Christbaum seinen hellen Lichterglanz durch die Stube warf, „in all die Luft hinein“ ihr jauchzendes Frühlingslied sangen. Die alt eingefangenen singen zwar nicht minder schön, aber lange nicht so fleißig und selten beim Anblick eines Menschen. Man gewöhnt sie leicht mit Regenwürmern oder Vogelbeeren an das gewöhnliche Stubenfutter.

Zwischen den Liedern der Amsel und Singdrossel ertönt im Frühlinge der meist aus fünf, selten aus sieben Flötentönen bestehende Gesang der M i s t e l d r o s s e l (*Turdus viscivorus*), auch großer Krametsvogel oder Schnarre genannt. Der Gesang hat ein melancholisches Gepräge, denn die Töne bewegen sich in kleinen Terzen, klingen aber sehr laut und etwas rascher als Amseltöne, mit welchen sie am leichtesten verwechselt werden. Der Vogel singt sehr früh im Jahre, oft schon im Februar, aber mehr am Tage, als in der Dämmerung. Oft singt er auch im Fluge.

Der Aufenthalt dieser unserer größten Drossel sind die Nadel- oder Laubholzbestände des Gebirges, in deren Nähe große Heideflächen oder Dreische liegen. In unserem Walde liebt sie vorzüglich Eichenbestände ohne Unterholz, wo das Gras durch Vieh abgeweidet wird. Sie ist äußerst scheu und furcht-

jam, fliegt sofort, wenn sie eines Menschen ansichtig wird, auf und davon und warnt auch andere Vögel durch ihre Angstlaute. Hin und wieder traf ich jedoch schon einzelne, denen ich mich auf 30—40 Schritt nähern konnte, wenn sie mit mächtigen Sprüngen, den Leib hochaufgerichtet, auf den Gebirgsheiden umherhüpften. Auch das singende Männchen läßt sich zur Frühlingszeit, wenn es von Liebeswonne berauscht, auf hohem Wipfel mit lauten Tönen um die Liebste wirbt, in nächster Nähe beobachten.

Sie fliegt anfangs etwas schwerfällig, mit raschen Flügel schlägen, ist sie aber erst im Zuge. dann gleitet sie durch die Luft, einer Turteltaube ähnlich. Ihr Lockton ist ein helles Schnärrr! woher sie auch den Namen Schnärre erhalten hat.

Das Nest steht bei uns mehr auf Laub- als auf Nadelbäumen, oft hoch im Wipfel, meist aber über Mannshöhe. Brehm schreibt, die Misteldrossel wähle zur Grundlage ihres Nestes regelmäßig einen Nadelbaum. Diese Angabe ist nicht richtig, bei uns wenigstens fand ich die meisten Nester auf Eichen, einmal auch auf einer mittelstarken Buche, niedrig am Stamme. Das Nest ist aus den verschiedensten Stoffen, wie sie die Umgebung darbietet, gearbeitet und besonders kenntlich an der aus trockenen Baumsflechten bestehenden Umkleidung. Ein wunderbares Bauwerk einer Misteldrossel fand ich einst in einem mittelhohen Buchenbestande. Auf einer von den Vögeln selbsterrichteten 1 m hohen Säule von Moos und Reifern, die dicht gefilzt und so dick war, daß ich sie nicht mit beiden Händen umspannen konnte, stand das Nest, an einer etwa 50jährigen Buche. Es ist mir noch nie gelungen, die Vögel beim Nestbau zu beobachten, denn ihre Vorsicht und Wachsamkeit ist so groß, daß sie sich, sowie sie Verdächtiges ahnen, lautlos ins Waldesdickicht zurückziehen. Wenn es aber später gilt, für den Schutz der Kinderschar einzutreten, kommen beide Eltern mit ängstlichem Geschrei herbei und reden dem Ulltentäter streng ins Gewissen.

Vor mehreren Jahren zog ich mir zwei Misteldrosseln groß, die ich in einem großen Käfige auf dem Hausflur unterbrachte. Da ich mich täglich mit ihnen beschäftigte und ihnen manchen fetten Mehlwurm reichte, wurden die Tierchen sehr zahm und anhänglich. Weil ich aber niemals einen andern

Ton von ihnen vernahm als den Lockton, geriet ich über ihr Geschlecht in Zweifel. Kaum war aber in den ersten Tagen des Januars Tauwetter eingetreten, als plötzlich 3—5 laute Flötentöne das Haus durchdrangen. Amsel und Singdrossel stellen, ehe sie ihren völligen Gesang ertönen lassen, erst lange Vorübungen an; unsere Misteldrossel schmettert ihre Flötentöne ohne weitere Studien gleich frei heraus. — Da ich an einer Drossel aber genug hatte, setzte ich an einem schönen Aprilmorgen den zweiten Vogel in Freiheit. Kaum war er draußen, so erklangen auch schon seine Flötentöne so laut, daß man sie im ganzen Dorfe vernehmen konnte. Es fiel dem Vogel aber gar nicht ein, die Umgebung meines Hauses zu verlassen. Hartnäckig kehrte er jeden Abend ins Haus zurück. In kurzer Zeit konnte er sich auf eigene Kosten durchs Leben schlagen und nahm nur noch Mehlwürmer aus meiner Hand. So zahm, zutraulich und liebenswürdig er sich gegen mich benahm, so hatte er doch anderen Hausgenossen gegenüber manche Untugend. Wenn meine Frau mit Handarbeit beschäftigt vor der Haustür saß, stürzte sich der Vogel plötzlich aus der Krone eines Baumes auf ihre Hände und bearbeitete diese empfindlich mit seinem Schnabel. Meinen Sohn, ein Bursche von sieben Jahren, konnte er gar nicht leiden. Oft flog er ihm auf den Kopf, auf die Hand, ja einmal sogar ins Gesicht und versetzte ihm mit dem Schnabel einen blutigen Stich dicht unter dem Auge. Doch seine Kühnheit und Zahmheit gereichte dem Vogel bald zum Verderben. Eines Morgens fanden sich vor der Haustür einige Schwanz- und Flügel Federn. Nachbars Kater hatte ihn erwischt und dadurch allen weiteren Beobachtungen ein Ende bereitet.

Die in neuerer Zeit sich in Deutschland immer mehr ausbreitende Wacholderdrossel (*Turdus pilaris*) habe ich hier als Brutvogel noch nicht gefunden und kommt sie nebst der Weindrossel (*Turdus illiacus*) nur auf dem Zuge in unserm Walde vor.

Wenn, um mit Stollbergs Worten zu reden, „der schönste Sohn des bunten Jahres, der glänzende Mai, die Rosenflügel über die Wölbungen der Eichen und Buchen schüttelt“, so ertönt daraus das jubelnde Halleluja des schönsten Sommergastes, des Pirols (*Oriolus galbula*), hier Golddroffel genannt. Er hat lange auf sich warten lassen, der schmucke Vogel, bei dem alles bewunderungswert erscheint: sein goldgelbes Gefieder, sein freudenheller Ruf, sein Pfeilschneller Flug und sein kunstvoller Bau. Das alte Männchen mit dem hell- oder rotgelben Federkleide, schwarzem Schwanz und Flügeln scheint eher ein Gast aus dem Tropenlande zu sein, als ein heimatberechtigter Bürger des germanischen Waldes. Auch das Weibchen in seinem grünen Försterhabite ist ein schöner Vogel.

Der Wohnort des Pirols erstreckt sich meist über Feld- oder Borhölzer, die den Fuß unsers Waldes umsäumen, doch besucht er oftmals den hohen Gebirgswald, nicht aber um dort zu brüten, sondern nur um daselbst zu singen, einige Zeit zu verweilen und dann wieder den Niederungen zuzueilen. Als ungemein flüchtiger, lebhafter und scheuer Vogel läßt er den Menschen niemals nahe kommen und ihn zu beobachten gelingt nur, wenn man wohlversteckt in einer aus Baumzweigen unter seinem Lieblingsbaume errichteten Hütte seine Ankunft erwartet. Ihn zu beschleichen würde selbst einem Indianer nicht gelingen. Fortwährend ist er auf seiner Hut, immer in Bewegung, jagt und neckt sich mit seinesgleichen, fängt nach Art der Fliegenfänger Kerse aus der Luft, durchgleitet das dichteste Baumzweig, kämpft mit Hähern, Raben, Würgern, stürzt wohl einmal mit letztern im Kampfe vereint aus den Baumwipfeln zur Erde nieder, steigt wieder empor und jubelt laut sein Hildeladio in die Welt hinein. Zur Zeit der Kirschenreife, wo er auf den Kirschbäumen seiner Leidenschaft fröhnt und das saftige Fleisch förmlich abreißt, daß die Kerne an den Stielen hängen bleiben, setzt er seine Sicherheit leichtfertig aufs Spiel und fällt dem Kirschvogelschützen zur Beute. Auch dann, wenn man seinen Ruf nachpfeift, was eben nicht schwer hält, kommt er sofort herbei, um mit dem vermeintlichen Nebenbuhler einen Kampf zu beginnen.

Das Nest des Pirols gehört zu unsern künstlichsten Nestern. Es hängt immer zwischen einer horizontalen Astgabel, hat eine tiefe Ampelform und ist an den Zweigen durch Bastfasern, Wollfäden, Berg und Grashalmen befestigt und im Innern mit zarten Gräsern ausgelegt. Meist steht das Nest „unter dem hängenden Grün weißstämmiger Birken“, oft auch auf Eichen und Buchen. Einst fand ich sogar eins in Mannshöhe vom Erdboden, obgleich dieselben der Regel nach drei bis viermal so hoch angebracht sind. Naumann erzählt, daß ein Pärchen dieser Vögel während der Dauer von vier Sommern immer in ein- und demselben Gabelzweige das Nest angelegt habe. Alle Nester aber, die mir bislang zu Gesicht kamen, waren von solch fester Konstruktion, daß sie noch im nachfolgenden Jahre ihren Stand behaupteten und es dem Vogel nur dann möglich gewesen wäre, die beliebte Stelle zu benutzen, wenn er sich einer gründlichen Reinigung derselben unterzogen hätte.

Um das Bindematerial zu seinem Kunstbaue herbeizuschaffen, erschien einst ein Pirol in meinem Garten und zerrte an den Himbeersträuchern den Verband los, der aus Fäden von gesponnenem Garn bestand. Ein anderer, in meiner Nachbarschaft nistender Vogel, holte die Miststoffe von einem Kirschbaume, den man, um die gesiederten Kirschendiebe zu verschrecken, im Jahre zuvor mit Berg oder Hede, ausgeschmückt hatte. Als ich einst ein Pirolnest besichtigte, das nur 3 m hoch an einem Buchenaste hing, kamen die beiden farbenprächtigen Alten sofort herbei und stießen laut schreiend nach meinem Kopfe, so daß sie mit ihren Flügeln mein Haar streiften. Der Pirol verteidigt sein Nest gegen die Angriffe von Hähern, Elstern und Flabenträhen mit wahrhaft rasender Wut. Einmal beobachtete ich einen Pirol, der vom Walde aus einen Hähler 700 m weit hoch in der Luft verfolgte und sich fortwährend laut schreiend auf den fliehenden Markolf herabstürzte.

Man findet hin und wieder Liebhaber, die ein Vergnügen daran finden, auch einmal einen Vogel in Gefangenschaft zu halten, den nicht Hans oder Kunz hat, und dazu wählen sie unseren Pirol. Früher glaubte man, es sei ein Kunststück, diesen Vogel aufzufüttern, und könne man ihn nur bei dem feinsten Nachtigallenfutter dauernd gesund erhalten. Ich muß

gestehen, daß er nach meinen Erfahrungen nicht nur mit einem gewöhnlichen Drosselfutter leicht aufzuziehen ist, sondern auch jahrelang gesund bleibt. Da er aber in der Gefangenschaft niemals sein Prachtkleid bekommt, geschweige denn seinen Naturgesang hören läßt, fast dreiviertel Jahr bei Nacht in seinem Käfig herumtobt, sein Gefieder zerstößt, sehr gefräßig ist und alle Tage gemistet werden muß, so kann er auf die Dauer auch dem größten Liebhaber gänzlich verleidet werden und freut man sich, wenn man den lästigen Gast wieder los ist. Lassen wir ihn deshalb, wo er hingehört und seine Stelle würdig auszufüllen vermag, in der freien schönen Gotteswelt. Hier wird er uns immer ein lieber, gern gesehener Sommervogel bleiben, dessen wohlklingende Strophe ihre Wirkung auf das Herz des wahren Naturfreundes nie verfehlen wird.

Aus der überaus nützlichen Familie der Stare, die in Deutschland nur in wenigen Arten, in unserm Walde nur durch eine Art vertreten ist, möge nun der allbekannte und allbeliebte Starraz (Sturnus vulgaris), bei uns Sprehe genannt, eine Weile unsere Aufmerksamkeit fesseln.

Nicht nur der freie Wald, der ihn mit seinen natürlichen Bruthöhlen fast den größten Teil des Jahres zu fesseln weiß, ist sein Lieblingsaufenthalt, nein, auch dort, wo sich „der Mensch traulich dem Menschen gesellt“, in Dörfern und Städten findet er sich ein und singt hoch von Giebeln und Dächern „in der Straßen quetschende Enge“ all seine schönsten Weisen. Es gibt in der gesamten einheimischen Vogelwelt keinen einzigen, welcher so leichtgläubig dem Menschen vertraut und zum wahren Hausfreunde wird, wie eben der Star. Ein einfach roh gezimmerter Brutkasten ans Haus gehängt, genügt vollständig, ihn dauernd zu fesseln und zur jährlichen Wiederkehr zu veranlassen. Und wirklich, es ist für mich jedesmal ein Festmorgen, wenn nach des Winters trüben Tagen die

ersten warmen Lüfte über unsere Berge wehen und mit ihnen auch die Stare, des Frühlings holde Boten, am Fenster erscheinen und singen von „Lenz und Liebe und sel'ger goldner Zeit“. Einst hatte ich sogar das Vergnügen, die Ankunft derselben genauer beobachten zu können, was mich lebhaft an die Beobachtung eines Raumannischen Freundes, die derselbe an seinen Störchen machte, erinnerte. Es war am 9. Februar 1872, als ich beim ersten Morgengrauen im Garten stand, um die ersehnten zu erwarten. Plötzlich sah ich hoch in der Luft einen Schwarm von etwa zwölf Stück Staren von Süden her einrücken, die in gerader Richtung fortsteuerten. Schon waren sie weit über mein Haus hinweggezogen, als sich plötzlich ein einzelner der Truppe abzweigte und mit lauten Tönen das Signal zu geben schien, daß das Ziel erreicht sei. Sofort stimmten alle Wanderer jauchzend ein, machten kehrt, stiegen in immer größeren Kreisen herab und saßen bald wieder musizierend vor ihren alten Bretterhäuschen.

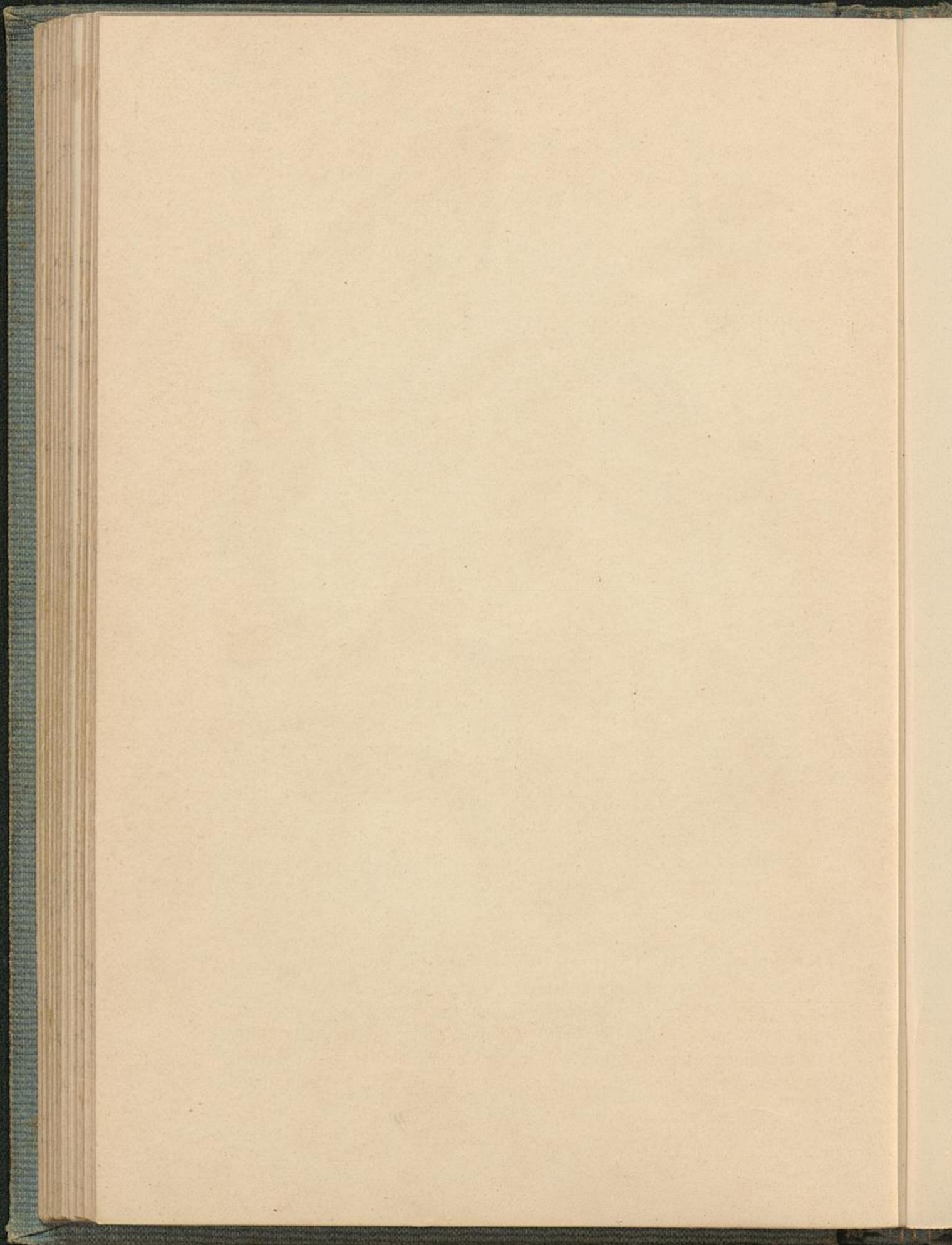
Sobald die Stare angekommen sind, gilt es erst vor allen Dingen, die Wohnung zu renovieren, den vorjährigen Schutt zu entfernen und die Materialien zu einem neuen Neste herbeizuschleppen. Alles dies ist Sache des Männchens und es unterzieht sich dem profanen Geschäfte mit so großem Eifer, mit solcher Hingebung, daß, wenn die Auserwählte über kurz oder lang in jüngerlicher Zurückhaltung die Schwelle des Gemachs überschreiten sollte, fast nichts mehr zu tun übrig ist. —

Durch Aushängen von Brutkasten und durch den ausgedehntesten Schutz, den ich sowohl den alten als auch den jungen Staren zu teil werden lasse, ist es mir gelungen, in den letzten Jahren eine Kolonie von wenigstens 25 Pärchen zur freundlichen Einklehr unter den Schatten meines Daches zu veranlassen und ich muß gestehen, die Tierchen liefern durch ihr drolliges Betragen, durch ihr verliebtes Wesen, durch ihre mutwilligen Neckereien, durch ihren originellen Gesang, durch ihre Geschäftigkeit, Emsigkeit und Rührigkeit stets den reichhaltigsten Stoff zu herzerhebenden Naturbeobachtungen.

Um nun aber einmal die Liebes- und Ehestandsfreuden eines Starenpärchen von den ersten zarten Regungen an bis zur gefüllten Kinderwiege verfolgen zu können, brachte ich in einem Sommer auf meinem Hausboden einen Brutkasten an,



66. Starmatz. 67. Wasserstar. 68. Steinschmätzer.
69. Wiesenschmätzer.



zu dem der Eingang durch eine unter dem Dachgesimse eingesechnittene Öffnung führte und an dem sich oben eine kleine Glasscheibe befand, durch welches man das Innere der Behausung ganz genau übersehen konnte. Nach einigen Tagen hatte schon ein schmucker Starenjüngling das lauschige Plätzchen ausfindig gemacht, streckte einigemal neugierig den Kopf zur Tür hinein, flog darauf fort, erschien aufs neue, trippelte auf dem Sitzstäbchen auf und ab, betrat schüchtern die Schwelle, eilte noch einmal zurück, trat bei der Rückkehr schon dreister auf und stand bald im Nu inmitten des bequemen Raumes. Hochauf richtete er den Kopf, als wollte er die Höhe des Zimmers messen, betastete mit dem Schnabel die Wände, drehte sich einigemal im Kreise herum und huschte dann spornstreichs wieder zur Tür hinaus. Nach Verlauf einer Stunde lagen schon einige Quecken und dürre Halme unordentlich im Kasten umher. Am andern Morgen, früh bei Sonnenaufgang, da saß mein Starmatz schon wieder auf dem Stäbchen und musizierte nach Herzenslust. Bald fing er an, die Instandsetzung des Nestes eifrig zu betreiben und schleppte fortwährend Miststoffe herbei, die er unten im Grase auflos. Einmal erschien er sogar mit einer Ladung blühender Primeln, um ja allen Anforderungen, die man an ein Brautgemach stellt, gerecht zu werden. Nach drei Tagen war das Nest vollendet, selbst die Auspolsterung fehlte nicht. Die umwohnenden Starenpärchen feierten bereits ihre Flitterwochen, doch für unsern Starmatz war noch keine Gehilfin gefunden. Er sang, er pfiß, er trippelte mit den Füßen, schlug mit den Flügeln, blies die Kehle auf und schlüpfte wohl zwanzigmal ein und aus, besonders wenn er sah, daß irgend einer seiner Brüder dem Hause zusteuerte, jedoch umsonst, alles umsonst. —

Da eines Morgens sah ich ihn wieder auf einem Stäbchen sitzen, aber in solch aufgeregtem Zustande, daß ich mich, da ich etwas Außergewöhnliches vermutete, sofort auf meinen Beobachtungsposten begab und auch meine Vermutung bestätigt fand. Als ich auf dem Boden angelangt war, saß der Star schon im Neste und zwitscherte, gurgelte, schnalzte, schwatzte und pfiß, wie nie zuvor. Alle Augenblick streckte er den Kopf zur Tür hinaus und lief dann wieder dem Neste zu. Endlich nach langem, sehnächtigen Locken erschien die Geliebte in der Gestalt einer etwas schwächtigen Starenjungfrau mit verbleich-

tem Gefieder, einer verlorenen Schönen vergleichbar. Sie warf einen schüchternen Blick in das Gemach, schlich behutsam hinein, saß bald zur Seite des glücklichen Gebieters, der jetzt mit den süßesten Tönen all seine Zärtlichkeit und Liebenswürdigkeit über sie ausschüttete. Schon am vierten Tage darauf lag das erste Ei im Neste, am folgenden Tage das zweite u. s. w., bis das Gelege die Zahl von fünf erreicht hatte. Nach einer Brutzeit von 14 Tagen, in welcher das Männchen fast stündlich beim Hause erschien und musizierte, ja sogar oft, um sich den heißen Strahlen der Mittagssonne zu entziehen, in einem benachbarten Sperlingskasten stundenlang Siesta hielt, indem es vorsichtig zur Türe hinauslugte und sich um das laute Zetergeschrei der ausgefleckten Spazierer gar nicht zu kümmern schien, lagen eines Tages fünf Starenkinder im Neste. Als ich am andern Morgen das Nest wieder inspizierte, waren nur zwei mehr da, die andern waren auf eine mir unaufklärliche Weise verschwunden. Selbstverständlich gediehen die beiden Jungen bei den opulenten Portionen von Schnecken Salat, Wurmragout und einigen Kirschen zum Dessert aufs vortrefflichste und konnten sich schon nach einer Dauer von 16 Tagen auf eigene Rechnung durchs Leben schlagen. Das ist in kurzen Anrissen der Verlauf von einem Liebes- und Eheleben eines Starenpärchens.

Wie groß aber die Anhänglichkeit der Stare an den einmal erwählten Wohnplatz ist, das zeigt sich aufs deutlichste in den Tagen des Herbstes, wenn auf Flur und Wald jene schöne Feier liegt, die, wenn sie auch vom Scheiden spricht, dennoch das Menschenherz zur Freude stimmt. Da ist mirs allemal, als wollte sich die Natur noch einmal aufraffen, ehe sie sich zur völligen Ruhe anschicke und durch die gesammte Tierwelt geht wieder ein „belebender Hauch,“ der sich hauptsächlich unter den Vögeln auf so vielfache Weise äußert. Die Rabenkrähen und Elstern erscheinen an dem alten Brutplatze, beginnen wieder ihre Flugspiele oder allerlei kurzweilige Neckereien; der Hausrotschwanz singt täglich von der Dachfirst; der Fink übt aufs neue wieder seinen Schlag; die Kohlmeise ruft am Waldessaume; die Amsel pfeift im Walde; die Lerchen singen auf Feldern und Heiden und die Stare? Sie jubeln und pfeifen, singen und lärmen in ihrem nunmehr graugefleckten Reisekleide noch einmal während zwei Monaten lustig auf dem Haus-

dache, als ob der Lenz aufs neue Einzug halten wollte. Sie scheinen sich garnicht trennen zu können von den geliebten Plätzchen der Heimat, und nur der mit aller Strenge eintretende Winter treibt sie endlich hinweg.

Unser Star ist der Philosoph der Vogelwelt. Immer lustig, immer heiter, weiß er sich in alle Verhältnisse des Lebens zu schicken und wird, besonders jung aufgezogen, so zahm, daß es nicht schwer hält, ihn ans Haus zu fesseln. — Ich ließ einmal von den Alten drei junge Stare aufziehen, von denen ich den ältesten einbauerte, die andern aber den Eltern zurückgab. Das Tierchen war anfangs sehr scheu, nahm aber schon nach halbständiger Gefangenschaft ein tüchtiges Wasserbad und fraß am andern Tage schon die Mehlwürmer aus meiner Hand. Leider war es weiblichen Geschlechts und ich hatte von seinem musikalischen Talente nicht viel Gutes zu erwarten. Dies hielt mich jedoch keineswegs ab, es länger in Gefangenschaft zu halten, entschädigte mich doch vollständig seine Munterkeit und sein drolliges Benehmen. Im nächsten Frühlinge jedoch, als der Mai herankam „mit den goldnen Lichtern,“ da saß mein Starenjungfräulein oft stundenlang am Fenster und sah sehnsüchtig hinaus in die grüne Welt, und sah, wie die heiratslustigen Starenburischen von den Wipfeln der Bäume, von den Firsten der Dächer herabwinkten und ihre süßen Gefühle aller Welt offenbarten. Da mußte ich bald das Fenster öffnen, um das Liebesglück meinem Lieblinge genießen zu lassen. Schüchtern betrat er die Fensterbank, wandelte einige Male auf und ab, flog aufs Dach, kehrte aber schleunigst wieder zurück. Bald darauf wurde der zweite Versuch gemacht, die Scheu vor der großen Welt verschwand allmählig, die „himmlische Freiheit“ war zu kostbar. Bei Tage blieb er beständig draußen, nur die Nacht trieb ihn wieder ins alte Quartier zurück. Dies Leben währte 14 Tage — da war der „große Wurf gelungen“ — die Jungfrau war glückliche Braut geworden. Auf dem Wipfel einer benachbarten Pappel saß der Zukünftige und sang seine originellen Weisen nach Herzenslust, ja er guckte oft vom Dache neugierig ins Fenster, worin seine Schöne allabendlich verschwand. Schon freute ich mich, das junge Paar würde sich in der Nachbarschaft domicilieren, doch nein — der Herr Gemahl hatte vielleicht schon draußen im grünen Walde die Wohnung standesgemäß eingerichtet — und

Gehorsam ist des Weibes bittere Pflicht. Eines Abends kehrte die junge Gattin nicht mehr heim.

Seit mehren Jahrzehnten ist der Star auch hier Standvogel geworden, der selbst in strenger Winterzeit seine Heimat nicht verläßt und in größeren oder kleineren Fichtenwäldungen seine geschätzten Schlafplätze findet. Auch in meinen Brutkästen halten einzelne Vögel den ganzen Winter hindurch ihre Nachtruhe.

Wo zwischen Feld und Gestein der Wildbach rauschend und brausend dahineilt, lebt jahraus jahrein ein wunderbarer Vogel, der Wasserstar (*Cinclus aquaticus*), ein echter Sohn des Gebirges, aufs innigste vertraut mit dem Wasser und seinen Wirbeln und Strudeln. Im Sommer, wenn die Chöre der Drosseln und Finken die Hallen des Waldes durchtönen, wenn es überall singt und klingt, da lauscht dem einfachen und gemüthlichen Liede des Wasserstars nur der Vogelkenner vom Fach; aber im Winter, wenn eine Totenstille den Wald umfängt, hin und wieder unterbrochen vom Pochen eines einsamen Spechtes, vom Gezwitzcher einer Meise und von dem monotonen Gemurmel des Wassers, da freilich findet auch der Nichtkenner an diesem Gesange volle Befriedigung. Das Ergreifende, der eigenthümliche Zauber des Liedes besteht eben darin, daß es die winterliche Stille des Waldes so feierlich unterbricht.

Der Wasserstar, besser Wasserramsel genannt, weil er der Ramsel mehr ähnelt als dem Stare, ist ein graubrauner Vogel mit weißer Kehle und Brust. In seinem Anstande und Benehmen gleicht er sehr dem Zaunkönig, trägt den Schwanz aufrecht, verbeugt, dreht und wendet sich wie dieser und scheint ebenso heiterer und unverwüßlicher Laune zu sein. Wenn er seinen Gesang ertönen läßt, sitzt er oft auf einem in oder am Wasser liegenden Steine, die weiße Brust dem sich nähernden Beobachter entgegengekehrt; oder er sitzt wohlversteckt unter Weiden-

und Erlengestrüpp, gewöhnlich da, wo das Wasser über die Steine plätschernd dahinfließt und scheint es, als würde seine Gesangslust durch das Geräusch geweckt und gesteigert. Sehr häufig beobachtete ich ihn auf dem Sammelteiche einer unserer Waldmühlen, wo er über der spiegelglatten Wasserfläche auf einem hervorragenden Pfahle saß und Viertelstunden lang seine Weisen sang. Allenthalben am Ufer oder im Wasser hat er seine Lieblingsplätze, die meist von seinen kalkigen Excrementen wie übertüncht erscheinen; ich fand solche Plätze schon dicht unter den Fenstern oder vor den Türen der Mühlen.

Was uns diesen Vogel noch besonders interessant erscheinen läßt, ist die Art und Weise, wie er seiner Nahrung nachgeht. Diese besteht nämlich aus den verschiedensten Wasserkerfen, welche er theils vom Grunde aufnimmt, theils von dem Wasser sucht, theils aber auch von den Steinen pickt. Nebenbei verzehrt er auch Pflanzenstoffe, die am Ufer oft in Masse zusammengeschwemmt werden.

Mit Staunen sehen wir wie sich der Vogel in das helle Gebirgswasser in den tollsten Strudel stürzt, auf dem Grunde, die Flügel als Ruder gebrauchend, umherläuft, oft eine geraume Zeit futtersuchend in dem nassen Elemente verweilt, wieder emporsteigt, das Gefieder rüttelt, dann am Ufer umherläuft, um bald das Spiel von neuem zu beginnen. Wird er aufgeschreckt, so fliegt er schweigend oder mit einem lauten Zerrr! unter raschen Flügelschlägen, dem Lauf des Wassers folgend, dahin, weiß sich aber auch geschickt zu drehen, wenn es gilt, eine Mühle, Brücke oder einen Baum zu umfliegen. Meist sitzt er niedrig auf Steinen, Wurzeln oder Pfählen, doch sah ich ihn schon 6 m hoch über dem Wasser auf einem dürren Aste sitzen.

Naht sich ein Mensch, so sucht er oft Schutz unter dem Ufer, selbst unter starken Felssteinen. Einst hörte ich unter einem Steine ein lautes Plätschern, als ob eine Wasserratte darunter ihr Wesen triebe. Ich schlug mit einem Stocke ins Wasser — wieder ein Plätschern. Um mir Gewißheit zu verschaffen, rannte ich jetzt unter den Stein. Auf einmal tauchte ein Wasserstar hervor und flog mir dicht vor dem Gesichte vorbei in den Wald. Als zur Winterszeit der größte unser Gebirgsbaches zugefroren war, erschien ein Wasserstar täglich

mehreremal in einer mit Steinen eingefassten Quelle, woraus die anwohnenden Dörfler ihr Wasser schöpfen.

Wunderbar, wie Alles an diesem hochbegabten Tiere, ist auch sein Nestbau. Unter Brückenbogen, in den Felsenspalten des Flußbettes, an Stauwerken oder in Mauerlöchern an Mühlen, wird der backofenförmige oft kolossale Bau errichtet, bei dem grünes Erd- und Wassermoos das Hauptmaterial bilden. Die Höhle, in welcher das Nest steht, wird ganz mit Niststoffen ausgefüllt. Ich fand einst ein Nest hinter einem Wasserfalle, wobei der Vogel, wenn er sein Heim besuchen wollte, erst die stürzende Wassermasse zu durchfliegen hatte. Die Jungen verbergen sich in den ersten Wochen ihres Ausfliegens unter Ufern, verweilen noch einige Zeit im Reviere und suchen dann andere Gegenden auf.

Daß man neuerdings den Wasserstar unter die Zahl der Fischräuber aufgenommen hat und auf seine Erlegung sogar Prämien bezahlt, ist von den Fischereibesitzern eine durch nichts zu rechtfertigende Annahme, gegen die jeder Vogelfreund ernstlich Protest erheben muß. Es ist bisher nämlich durchaus nicht erwiesen, daß er Fische verzehrt. Außerdem: Steht die Fischzucht auf so schwachen Füßen, daß ihre Existenz von dem Sein oder Nichtsein der Wasserstare abhängt, dann ist überhaupt damit vorbei. Brehm tröstet sich freilich damit, daß die Jagd auf den Wasserstar nicht jedermanns Sache sei und einen geübten Schützen erfordere; aber dies paßt nur auf den fliegenden Vogel, der sitzende läßt sich sehr leicht beschleichen und niederdonnern. Drum Schutz, dreimal Schutz unserm Wasserstare!

Zu den Sängern zählen wir auch die Familie der Schmäzger, etwa finkengroße, breitschwänzige Vögel mit hohen Beinen, die in ihrem Aufenthaltsorte vielfache Abweichungen zeigen, sich in ihrer Lebensweise aber sehr ähneln. Das häufigste und

größte Mitglied der Familie ist der Steinschmäger (*Saxicola oenanthe*), hier als Weißschwanz, plattdeutsch Wittblick, allgemein bekannt.

An den öden steinreichen Berggeländen und Halden im Innern des Waldes sowohl, als auf den mageren Weideplätzen am Fuße desselben, wo Steingeröll oder einzelne Steine liegen, finden wir vom März bis September unsern Vogel, der durch sein ewig heiteres und bewegliches Wesen die triste Landschaft gar angenehm belebt. Auf dem Erdboden sehen wir ihn nur, wenn er ein Kerbtier, einen Käfer, eine Fliege u. s. w. in schnell hüpfenden Laufe zu erhaschen sucht; sonst sitzt er auf einem Steine, einem Maulwurfshügel, einem Pfahle, einer Mauer oder auf einem etwas über dem Erdboden erhabenen Gegenstande, bewegt den ausgebreiteten fächerförmigen Schwanz gravitatisch auf und ab, verbeugt sich rasch und gewandt, indem er manchmal einen Lockton, wie wit-tack! ausstößt. Auch im Aufsitzen breitet er den weißen Schwanz weit aus, wodurch er dem Laien sofort auffällt.

Der Gesang des Steinschmähers besteht aus einer kurzen aus lauten Tönen zusammengesetzten Strophe, die das erregte Männchen zur Brutzeit häufig erschallen läßt. Am hellen Tage, wo die Lüfte von dem Gesange der verschiedensten Sänger förmlich erfüllt sind, da wird das Lied des Steinschmähers mit Geringschätzung angehört, aber in der Nacht, in der lauen stillen Sommernacht, wo sich der Vogel, von Liebeswonne begeistert, im weiten Bogen durch die Lüfte schwingt und dabei aus voller Brust seine Liederstrophe schmettert, da hält man gern ein Weilchen auf der Wanderung inne, um sich an dem einfachen ungekünstelten Liede zu ergötzen.

Zum Brutplatze wählt der Vogel gewöhnlich Höhlungen zwischen Steinen und Felsen. Doch benützt er auch gern Mauerlöcher; ja ich fand ihn schon in dem Neste einer Uferschwalbe, beinahe einen Fuß tief in der Erde brüten. Sind erst Junge im Neste, so verraten sich dieselben, wenn man vorbei geht, oft durch ihr Geschrei, auch ist der Weg zum Neste meist durch einen weißen Streifen, der von dem Urnate herrührt, deutlich gekennzeichnet.

In der Neuzeit siedelt sich der Steinschmäzer erfreulicher Weise immer mehr im Kulturlande an, ja er lebt schon bei uns in Gärten, die mit einer Mauer umzogen sind, wenn er nur einen passenden Raum zur Anlage seines Nestes vorfindet.

Mit dem Steinschmäzer nahe verwandt, lebt in den Niederungen, Wiesen und Grasplätzen unsers Waldes, durch welche ein klarer Bach sich schlängelt, der Wiesenschmäzer (*S. rubetra*), hier fälschlicher Weise *Grasmücke* genannt, wohl deswegen weil sein Nest im Graze steht.

Sobald sich im Lenz die Wiesengründe mit jungem frischen Grün bekleiden, sobald die ersten Bergißmeinnicht gleich freundlichen Kinderaugen an den Bächen hervorklugen, da stellt sich unser Sommergast wieder ein. Auf den höher gelegenen Gebirgswiesen überrascht ihn manchmal noch ein später Schneefall, so daß er dann gezwungen ist, am benachbarten Bache seine Nahrung zu suchen. Wie der Steinschmäzer fußt auch er immer auf erhöhten Gegenständen, welche sein Aufenthaltsort darbietet. So sehen wir ihn im Frühlinge oft auf einem Weidenstrauche sitzen, umzittert von duftenden Blütenkäzchen, im Sommer fußt er gern auf den üppig emporgeschossenen Doldengewächsen inmitten des blumigen Wiesenplanes, wo er den Beobachter mit zierlichen Bücklingen begrüßt, aber wenn er Verdächtiges ahnt oder ein Raubtier erblickt, unermüdet sein Tzautek, tek, tek! erschallen läßt.

Wie die Wellen des benachbarten Baches mit lustigem Murmeln dahineilen, fließt auch die Welle seines Liedes freudig dahin. Oft freilich ist es, als müsse sich dieselbe durch Stein und Geröll zwingen, als hemmten leichte Hindernisse den ruhigen Fluß; dann aber bricht der Ton wieder freier und reiner hervor. Oft findet man darin Anklänge umwohnender Sängers; ja ich hörte einstmals darin einige Strophen

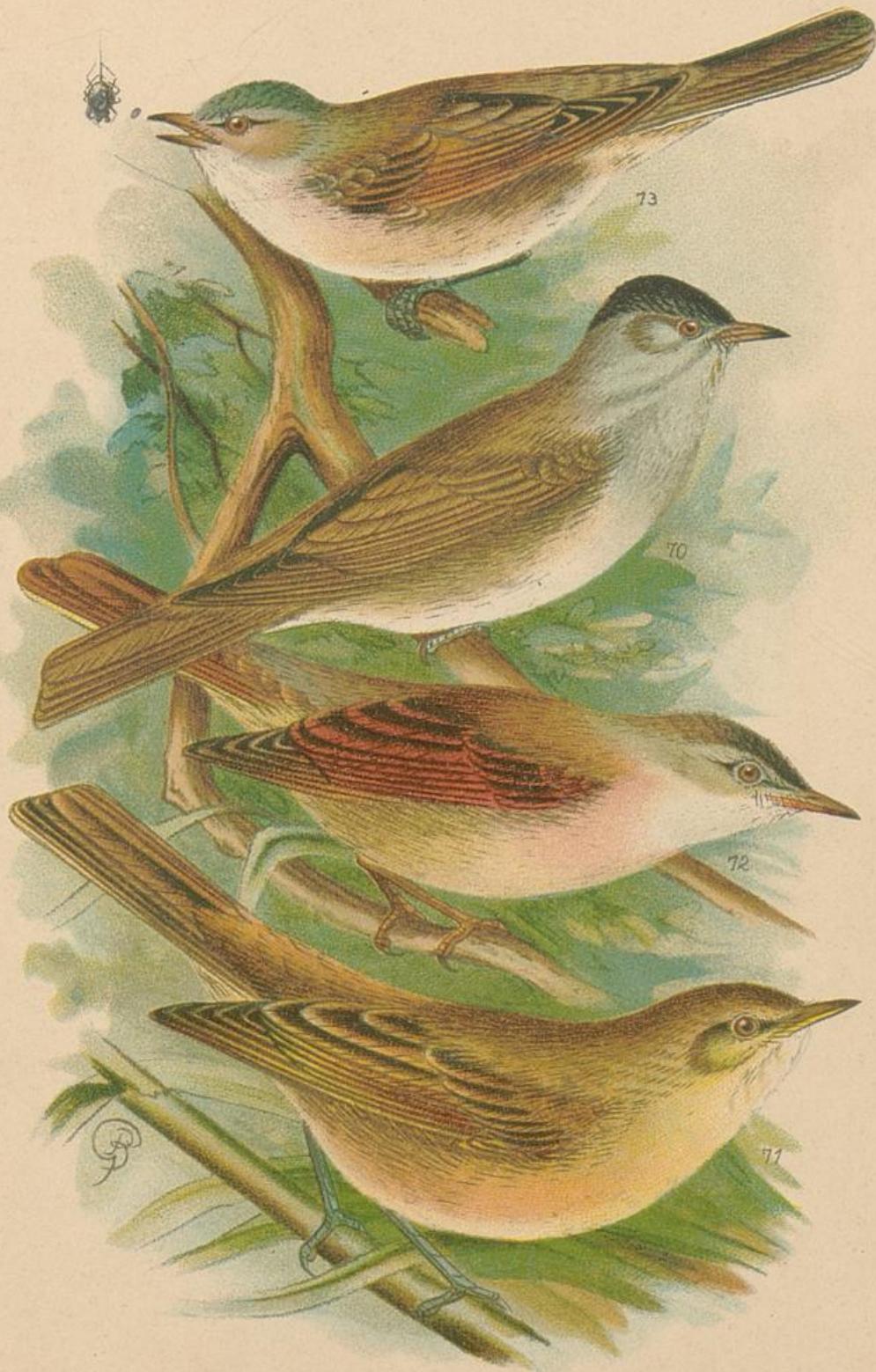
aus dem Liede der Nachtigall, die der Sänger mit Meisterschaft rezitierte. Am schönsten ist der Nachtgesang des Wiesenschmazers. In der mond hellen Frühlingsnacht, wenn der weiße Nebel um Busch und Gesträuch der Wiese liegt, da klingt er besonders angenehm und nimmt sogar einen feierlichen Charakter an.

Das Nest unsers Vogels steht immer im Grase, in Gras durchwachsenem Gesträuch und ist reich mit Federn, Haaren und Wolle ausgefüttert. Die Eier, 5—6 Stück an der Zahl, haben eine zarte, blaugrüne Farbe.

Für die Gefangenschaft ist er nicht zu empfehlen.

Um ein ferneres und zwar das schönste und buntfarbigste Mitglied unserer Schmazergruppe, das Schwarzkehlchen oder den Strauchschmazer, (*S. rubicola*) kennen zu lernen, dürfen wir uns die Anstrengung einer Tour ins Gebirge nicht verdrieen lassen. Freilich brauchen wir nicht hinaufzuklettern in die Regionen des Krummholzes, wo die Ringansel ihre Sommerheimat erwählt hat oder wo der Wasserpieper und Fluvogel (*Ac. alpinus*) wohnen, denn schon in mäßiger Höhe, etwa 400—440 m über dem Meerespiegel, da, wo das Kulturland aufhört und niedriges Fichtengestrupp, Heidekraut, Farren und kleineres Buschwerk den Boden der dürren und mageren Halden überschattet, hat der Vogel seinen Brutstitz aufgeschlagen. Hier macht er sich auch dem Nichtkennner sofort bemerklich, indem er stets auf der Spitze eines Busches oder Bäumchens fußt, sich von hier nach Nahrung umschaut oder sein Lied zum besten gibt.

Das alte Männchen im Hochzeitskleide ist mit lebhaften Farben geschmückt. Das tiefe Schwarz des Kopfes und der Kehle, das Braunschwarz des Oberkörpers, das Rostrot der Brust, das helle Weiß der Halsseiten, des Flugelschildes und Unterleibes gereichen ihm zur schönsten Zierde. Im Herbstkleide



70. Mönch. 71. Gartengrasmücke. 72. Klappergrasmücke.
73. Dorngrasmücke.

aus dem Liede der Nachtigall, die der Sänger mit Meisterschaft rezitierte. Am schönsten ist der Nachtgesang des Wiesenschmazers. In der mond hellen Frühlingsnacht, wenn der weiße Nebel um Busch und Gesträuch der Wiese liegt, da klingt er besonders angenehm und nimmt sogar einen feierlichen Charakter an.

Das Nest unsers Vogels steht immer im Grase, in Gras durchwachsenem Gesträuch und ist reich mit Federn, Haaren und Wolle ausgefüttert. Die Eier, 5—6 Stück an der Zahl, haben eine zarte, blaugrüne Farbe.

Für die Gefangenschaft ist er nicht zu empfehlen.

Um ein ferneres und zwar das schönste und buntfarbigste Mitglied unserer Schmazergruppe, das Schwarzkehlchen oder den Strauchschmazer, (*S. rubicola*) kennen zu lernen, dürfen wir uns die Anstrengung einer Tour ins Gebirge nicht verdrieen lassen. Freilich brauchen wir nicht hinaufzuklettern in die Regionen des Krummholzes, wo die Ringansel ihre Sommerheimat erwählt hat oder wo der Wasserpieper und Fluvogel (*Ac. alpinus*) wohnen, denn schon in mäßiger Höhe, etwa 400—440 m über dem Meerespiegel, da, wo das Kulturland aufhört und niedriges Fichtengestrupp, Heidekraut, Farren und kleineres Buschwerk den Boden der dürren und mageren Halden überschattet, hat der Vogel seinen Brutstitz aufgeschlagen. Hier macht er sich auch dem Nichtkennner sofort bemerklich, indem er stets auf der Spitze eines Busches oder Bäumchens fußt, sich von hier nach Nahrung umschaut oder sein Lied zum besten gibt.

Das alte Männchen im Hochzeitskleide ist mit lebhaften Farben geschmückt. Das tiefe Schwarz des Kopfes und der Kehle, das Braunschwarz des Oberkörpers, das Rostrot der Brust, das helle Weiß der Halsseiten, des Flugelschildes und Unterleibes gereichen ihm zur schönsten Zierde. Im Herbstkleide

werden die dunklen Federpartien durch rostfarbige Ranten verdeckt. Das Weibchen hat mehr eine braungraue Färbung und erscheint aus einiger Entfernung, wie das Weibchen des Hausrotschwanzes. Die Jungen sind fast am ganzen Körper mit gelben und gelblichgrauen Flecken übersät.

Das Schwarzkehlchen ist ein Zugvogel, der oft schon zu Anfang des Aprils, wenn die Sonne den Schnee an den öden Berggeländen weggeleckt hat, in der Heimat anlangt, aber manchmal seine vorzeitige Ankunft mit dem Tode bezahlen muß. Ein plötzlich hereinbrechender Nachwinter, welcher nur wenige Tage anhält, gereicht ihm unfehlbar zum Verderben. Traurig, mit herabhängenden Flügeln und gesträubtem Gefieder fliegt der sonst so muntere Sommergast an dem offenen Bergwasser auf und ab und sucht irgend ein Kerbtier zu erhaschen. Die Abreise im Herbst findet gewöhnlich familienweise statt und machen die Wanderer oft in den Gärten der Gebirgsdörfer oder auf bebuchten Dreischen stundenlang Rast. Einmal erschien sogar noch im November ein einzelnes Männchen in der Nähe meines Hauses und stellte im Glanz der bleichen Morgen Sonne seine Jagden von der Gartenhecke aus an.

Das Schwarzkehlchen ist im ganzen ein harmloser Vogel, der jedoch seine Sicherheit nie leichtsinnig aufs Spiel setzt. Sobald man sein Brutrevier betritt, kommt das Weibchen sofort herbei und warnt mit einem hohen fid, fid, fid oder fid, zer. Nähert man sich dem Neste, so kommt es wohl auf 10 Schritt herbei und ruft kläglich von einem Busch herab ein jammerndes fid, fid, fid. Das Männchen ist meistens viel zurückhaltender und bleibt stets auf 40—50 Schritt Entfernung vom Beobachter. Unser Vogel zeigt sich den ganzen Tag hindurch frei auf den Busch- und Baumspitzen. Von hier aus steigt er in die Luft und jagt den fliegenden Kerbtieren nach oder er stürzt sich von diesem Standpunkte ins Gras² und Heidekraut herab und ergreift am Boden seine Beute. Manchmal rüttelt er mit hastig zitternden Flügelschlägen einige Augenblicke in Manneshöhe in der Luft, um ein im Grase zappelndes Kerbtier zu erspähen. Auf dem Gipfel junger Fichten sieht man ihn oft Mücken oder Fliegen im Sprunge von einem Zweige zum andern erhaschen. Der kurze Schwanz ist in be-

ständiger Bewegung. Meist wippt er denselben langsam nach unten, ist aber irgend etwas in der Nähe, was seine Aufmerksamkeit erregt, so breitet er die Schwanzfedern fächerförmig auseinander und schlägt sie schnell auf und ab. Sein Flug ist schwirrend, fledermausartig. Er fliegt nie hoch durch die Luft, sondern immer niedrig zwischen den Büschen dahin. Mit andern Vögeln seines Gebietes lebt er friedlich und verträglich, da Raufen und Jagen eben nicht seine Passion ist. Ich sah ihn schon in Gesellschaft dreier Baumpieper friedlich auf der Krone eines Fichtenbäumchens sitzen. Nur einmal, als eine neugierige Dorngrasmücke in unmittelbarer Nähe des Nestes erschien, riß dem auf der Wacht stehenden Weibchen der Geduldsfaden und es trieb die Vorwitzige hinweg.

Außerst erregt ist das Männchen zur Zeit der Liebe. Um die Gunst des Weibchens zu erringen, schwirrt oder flattert es von einem Busche zum andern, sitzt hochaufgerichtet auf einem hervorragenden Zweige, zuckt mit den Flügeln, schlägt den Fächerschwanz mit Grazie auf und ab und singt eifrig sein kurzes, einfaches aber wohlklingendes Liedchen. Dasselbe ist ein Mittelding zwischen dem Gesange des Steinschmähers und des Wiesenschmähers, erinnert aber an Rhythmus und Klangfarbe mehr an den Gesang des erstern. In heitern, warmen Frühlingstagen singt der Vogel recht fleißig, hüllt sich aber von Mitte des Sommers an schon wieder in tiefes Schweigen.

Mit dem Nestbaue beginnt der Vogel selten vor Ende Mai, wenn die in der Nähe wohnenden Wiesenpieper bereits zur zweiten Brut schreiten. An passenden Mistplätzen hat er nie Mangel, denn in dem hohen Heidekraute, in dem mit Gestrüpp, Farren und verschiedenen Grasarten dicht überwucherten Boden finden sich überall lauschige und geschützte Plätzchen. Die Grundlage des Nestes besteht aus dürren, aber ziemlich starken Reifern und Heidestengeln, die Wandung ist von Erd- und Sumpfmoss nett und fest gefilzt und das Innere mit Rehhaaren, Hasenwolle, Ziegenhaaren und einzelnen Federn ausgelegt. Sehr gern benutzt der Vogel auch, wenn ihm ähnliche Stoffe nicht zu Gebote stehen, die gelben Blütenstiele des Sumpfmosses zur inneren Auspolsterung. Die 4—5 Eier sind von stumpfer Gestalt und haben eine bläuliche Grundfarbe, auf welcher sich hin und wieder verwaschene

bläuliche Flecke zeigen. Ein von mir noch kürzlich untersuchtes Nest stand mitten in einem Büschel rotblühender Erica und gewährte mit den drei flüggen, munter in die Welt schauenden Insassen, einen köstlichen Anblick. Der Unrat der Jungen wird von den Alten bis zum Verlassen des Nestes sorgfältig fortgeschafft. Wenn die erste Brut zu Ende geht, nistet der Vogel noch einmal im Jahre und verzögert sich die letzte Brut oft bis zum Ausgange des August.

Wenn auch der Feinde des Schwarzkehlchens nur wenige sind, der Mensch es selten oder nie bedroht und nur die Bruten dann und wann durch kleinere Raub- und Nagetiere vernichtet werden, so ist doch dieser allerliebste Vogel in steter Abnahme begriffen, was immer als ein empfindlicher Verlust für unsere Ornis bezeichnet werden darf.

Eine andere hochbegabte Sängersfamilie, deren Lieder im Sommer an allen Ecken und Enden unseres Waldgebirges erschallen, ist die der Grasmücken. Einige von ihnen bewohnen sowohl die reinen Nadelholzbestände, als auch den lichten Laubwald, andere ziehen den gemischten Wald vor; einige siedeln sich gern in Feldhecken, niederm Buschwerk und Dornesträuchen an, andere leben in großen Raps- und Rübsenfeldern, fern von Busch und Baum, ganz gegen ihre eigentliche Lebensweise, und wieder andern gefällt es nur in den Gärten und Baumhöfen der Walddörfer. Von den 6 deutschen Arten sind vier bei uns vertreten und dürfen wir billiger Weise die schwarzköpfige Grasmücke (*Curruca atricapilla*), hier Mönch genannt, als die vorzüglichste Sängerin an die Spitze stellen.

Ehe im veränderlichen Monat April die Bäume ihr junges grünes Gewand angelegt, hat sich die schwarzköpfige Grasmücke, die stärkste und kräftigste ihres Geschlechts, wieder in der Heimat eingestellt, mit ihrem lauten Flötenüberschlage ihr Er-

scheinen verkündend. Hoch in den Kronen der Bäume, die sie so gern nach Nahrung durchsucht, siehts heuer noch öde und leer aus, aber der Vogel weiß sich zu helfen. In den finstern Nadelbeständen giebt's zu jeder Zeit Kerbtiere, fliegende, sitzende, kriechende, denen er jetzt eifrig nachstellt. Hier kann man den ganzen Tag sein Treiben beobachten, wie er mit vorgestrecktem Kopfe das Gezweig durchschlüpft, aber sich mehr in den unteren durren, als in den grünen Nadelzweigen bewegt. Bei Schneewetter steigt er zu den Quellen und Wassergräben herab, besucht Weidengebüsch und Haselstauden, wo an den Blütenfäzchen allerlei kleine Kerfe sich einzustellen pflegen, weiß sich überhaupt redlich durchzuschlagen. Die Männchen kommen immer um einige Tage früher an als die Weibchen und entspinnt sich um Letztere oftmals ein großer Gesangswettstreit, in welchem ein Liebhaber den andern durch Wohl laut und Stärke des Tons zu überbieten sucht.

Einst stand ich an einem warmen Frühlingsabende, als die Gebüsche noch unbelaubt waren, am Saume eines Fichtenwäldchens, als im Busche dicht neben mir ein Mönch mit lautem Flötenliede ein Weibchen umhüpfte. Auf dieses Lied erschien ein zweiter, flog auch in den Busch und sang ebenso rein und volltönend wie der erste. Dann erschien noch einer, so daß im ganzen drei Freier einer Nonne den Hof machten. Und jetzt ging es los. Erst ein lautes Gezwitzcher mit den reichhaltigsten Variationen, dann, gleich schmetternden Fanfarentönen, der reizende Überschlag, bald aus dieser, bald aus jener Kehle. Zur Abwechslung fuhren sich auch ein paar der Eifersüchtigen in die Federn, während dessen sich das geängstigte Weibchen den Zudringlichkeiten des dritten zu entziehen suchte und einem benachbarten Busche zustrich. Sofort stoben alle hinterdrein und der edle Wettstreit begann von neuem. Endlich nahm das Weibchen seine Zuflucht zum nahen Fichtendickicht, wodurch meine Beobachtung leider unterbrochen wurde.

Diejenigen Mönche, welche den Nadelwald bewohnen, bauen oft schon im April ihr Nest; in den Laubwaldungen findet man es nicht früher, als bis die Gebüsche belaubt sind. Oft steht das Nest — ein leichter dürftiger Bau, so daß man von unten die Eier durchschimmern sieht — niedrig, oft aber auch 3—4 m hoch über dem Erdboden. Auch das Männchen hilft

mit bauen und brüten. Nähert man sich vorsichtig dem Neste, so kann eine geschickte Hand das brütende Weibchen erhaschen, so fest sitzt es, dagegen das Männchen viel scheuer ist und sich frühzeitiger entfernt. Die Jungen gedeihen sehr rasch und verlassen oft kaum befiedert den ohnehin nicht viel Schutz gewährenden Bau, sitzen dann mit den kleinen Stumpfschwänzchen in einer Reihe niedrig im Gebüsch und begrüßen die Ankunft der Alten mit schirpenden Tönen. Später werden sie von beiden treuen Eltern im Reviere herumgeführt, wobei diese fortwährende Wacht halten und, sowie sie Verdächtiges merken, ihren Warnungsruf, ein eigentümliches Raaf! hören lassen, worauf sich alle Kinder mäuschenstill verhalten. Ergreift man ein Junges und kündigt dies durch seinen Angstlaut den Eltern die mißliche Lage an, kommen beide herbeigeslogen, werfen sich dem Übeltäter förmlich zu Füßen, klagen, flattern wie verzweifelt am Boden umher und suchen die Aufmerksamkeit ganz auf sich zu richten. Besonders ist es die Mutter, die mit Behklagen und Jammertönen das Herz des Missetäters zu rühren sucht und inständig um Freigebung des geliebten Wesens zu bitten scheint.

So wie in den Baumhöfen die Vogelfirschen reifen, stellen sich die Mönche, als leidenschaftliche Liebhaber derselben, in Menge auf den Bäumen ein; später geht's an die roten Holunderbeeren, die sie ebenfalls gern auffuchen. Im Walde verzehren sie auch Heidelbeeren, füttern selbst ihre Jungen damit groß, wie ich häufig beobachtete. Im Herbst bieten Vogel- und Brombeeren, schwarze Holunderbeeren u. s. w. Nahrung in Hülle und Fülle. An einem regnerischen Sommerabende sah ich auch schon, wie sich ein Mönch vom Walde in die angrenzenden Roggenfelder begab und dort nach Art der Schilfsänger an den Ahren emporstieg, um Kerbtieren nachzuspüren. An den schönen Herbsttagen sitzt er oft in behäbiger Ruhe stundenlang auf den Brombeergebüschen, die mit ihren saftigen Früchten eine förmliche Fettweide für ihn sind.

Einige Nachzügler bleiben sehr lange, oft bis zum November hin, in der Heimat zurück, besonders, wenn sie durch Ungunst der Witterung an der Abreise verhindert werden. Sehr überrascht ward ich am 17. November 1875, als ich noch ein Männchen dieses herrlichen Sängers in meinem Garten nach

Beeren suchend umherfliegen sah. Zu meiner Freude begab es sich in einen für Dompfaffen mit Vogelbeeren bekönderten fängisch gestellten Käfig und gelangte so in meine Hände. Einige Tage darauf wirbelten schon die ersten Schneeflocken durch unser Gebirge und wäre der Sänger sicher dem Untergange geweiht gewesen, während er sich 4 Jahre lang ganz wohl befunden und mir durch seinen glockenreinen Übersschlag manche frohe Stunde bereitet hat.

Der Mönch gehört zu unseren beliebtesten Stubenvögeln, hat aber die eine Untugend, daß er den ganzen Winter hindurch bei Nacht, hauptsächlich beim Mondschein, im Käfige umhertobt und sich dadurch oft arg beschädigt. Ich besaß einst einen ausgezeichneten Sänger, der sich im Frühlinge zur Zugzeit so stark beschädigte, daß ich eine Amputation des Flügels vornehmen mußte. Trotzdem sang der Vogel am andern Tage schon wieder auf's fröhlichste.

Viel später als der Mönch, hoch im Gebirge erst im Mai, stellt sich die Gartengrasmücke (*Curruca hortensis*) in der Heimat ein. Der Wald prangt jetzt in seinem unvergleichlich zarten Grün und alles ist vorbereitet, um der lang vermißten Sängerin den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen. Daß es ihr bei uns behagt, daß ihr Herz vom Glücke übersprudelt, kündet uns deutlich ihr heller freudig jubelnder Sang, der vom frühen Morgen bis zum späten Abend die Lüfte durchzittert. Im raschen Flusse jagen die lieblichsten Töne an unserm Ohr vorüber, bald zum Fortissimo anschwellend, bald im Mezzoforte weiter klingend, um später im zartesten Piano zu verlöschen. Eine eigentliche melodische Prägung tragen nur die lauten Töne, die häufig an den Übersschlag der schwarzköpfigen Schwester erinnern. Während des Singens durchschlüpft die Gartengrasmücke in langgestreckter Haltung die Gebüsch, jedes Käupchen, daß sich ihr darbietet, verschlingend und nur, wenn sie zum Hervorbringen der lauten

Töne einer größeren Kraftanstrengung bedarf, hält sie wohl eine Weile auf ihrer Wanderung inne. In den ersten Wochen ihrer Ankunft feuern sich die Männchen oft gegenseitig zum Gesänge an und hat man nicht selten das Vergnügen, aus einem Busche den schmetternden Wettgesang zweier Nebenbuhler zu vernehmen.

Was den Aufenthaltsort der Gartengrasmücke anbetrifft, so siedelt sie sich, ihrem Namen gemäß, gern in Gärten an, die viel dichtes Buschwerk haben; der eigentliche Wohnort bleibt aber immer der freie Wald mit seinem dichten Unterholze. In jungen Buchenausschlägen, an Waldrändern, wo Hainbuchen, einzelne junge Fichten, Brombeerranken u. s. w. durcheinander wachsen, ist sie regelmäßig zu finden. Selbst auf den hochliegenden mit dichtem Gebüsch bestandenen Kalksteinfelsen unseres Waldes, wo im Sommer monatelang kein Tröpfchen Wasser, ausgenommen Tau, zu finden ist, hält der Vogel seine Sommerjason und bildet einen würdigen Ersatz für die hier fehlende Nachtigall.

Von allen Grasmücken baut die Gartengrasmücke das tiefste und größte Nest. Gewöhnlich erst im Juni, wenn Finken, Drosseln und Amseln zur zweiten Brut schreiten, trägt das Männchen unter bald leisem, bald lautem Gesänge an 3 bis 4 verschiedenen Plätzen lange dürre Halme zusammen, die aber ohne jede Ordnung aufeinander geschichtet, nur rohe Anfänge eines Nestes sind. Dann erst beginnt im dunklen Gebüsch der eigentliche Bau. Das Weibchen ignoriert die Bauplätze und angefangenen Bauten des Männchens vollständig, da sie stets allen Blicken zugänglich sind. Die Nester haben, weil sie meist nahe am Boden stehen, durch Katzen und Wiesel zu leiden. Einst stand ein Nest in der Nähe meines Hauses nur einen Fuß vom Erdboden. Ich umzog das Nest mit einem dichten Dorngeflecht, fand aber eines Morgens nicht nur Reste von den Jungen, sondern auch vom alten Weibchen beim Neste. Im nächsten Sommer erschien das Männchen wieder und sang vom frühen Morgen bis zum späten Abend unablässig nach einer Gattin. Lange Zeit verging, ehe ich die Spuren eines Nestes entdeckte, da endlich am 14. Juni stand das Nest vollendet im Hafelstrauche da. Als ich am 12. Juli morgens 10 Uhr wieder das Nest inspizierte, lagen

4 Junge darin, von denen eins fortwährend nach Futter schrie. Das war eine böse Sache, da die Katzen und sonstiges Raubgefindel diesen Tönen immer nachgehn. Nachmittags 2 Uhr lagen noch 2 lebende Junge im Neste, ein getötetes auf dem Nestrande, eins war verschwunden. Abends 6 Uhr war das Nest leer und, aller Wahrscheinlichkeit nach, durch Würger oder Häher ausgeraubt. Im folgenden Jahre baute der Vogel, durch Schaden klug geworden, wenigstens 6 Fuß hoch auf den herüberhängenden Ast einer dichtbelaubten Hainbuche und zog hier seine Brut ohne Unfall groß. Einzelne Pärchen brüten noch spät im Jahre, so fand ich einst am 13. August ein Nest mit Eiern.

Sehr übel sind unsere Vögel daran, wenn es gilt, in stürmischen regenfaulen Tagen Nahrung für ihre Jungen zu beschaffen. Aber sie wissen sich auch da zu helfen. Auf dem feuchten Boden finden sie unter Moos und Laub die sehr kleinen, scheibenförmigen Zwergschnecken (*Helix pygmaea*), die ihnen für Kerse vollen Ersatz bieten. Ich fand oft, wenn die Vögel gerade gefüttert hatten, noch solche am Schnabel der Jungen kleben und später, wenn die Jungen das Nest verlassen hatten, fanden sich selbige in Menge am Boden des Nestes vor.

Wie alle Grasmücken ist auch die Gartengrasmücke eine leidenschaftliche Beerenfreundin. Nicht weit von meiner Wohnung befindet sich am Saume des Waldes eine förmliche Plantage des roten Holunders, die im August von Gartengrasmücken so besucht ist, daß wohl ein Schwarm von 30—40 Stück vor uns auffliegt. Im September hat sie die Höhen bereits verlassen und ist nur in den Niederungen auf dem schwarzen Holunder anzutreffen.

In der Gefangenschaft trifft man sie selten an, denn sie ist sehr weichlich und bedeutend empfindlicher als der Mönch. Ein junger Vogel, den ich einst im Walde zwischen Heidelbeersträuchern mit der Hand ergriff, ging sofort an's Stubenfutter und zwischerte schon nach wenigen Tagen.

Die kleinste unserer Graswürfen ist die Klappergraswürmchen (Curr. garrula), auch Müllerchen oder Weißföhlchen genannt. Dieser niedliche, ungemein fecke Vogel geht bald in den Kronen der Bäume, bald in niederm Gebüsch seiner Nahrung nach. Da er nicht sehr scheu ist, kann man oft aus nächster Nähe sein Treiben beobachten. Mit großem Geschick durchschlüpft er das Gezweig, steigt auf den äußersten Spitzen der Bäume empor, um mit lang vorgestrecktem Kopfe die Blattläuse abzusuchen, richtet sich oft hoch auf, sträubt die Kopffedern und ruft mit aufgeblähter Kehle rasch nacheinander ein vernehmbares T ä d e l t ä d e l ä d e l d ä t ! Diese Strophe, die er in den Tagen seiner Ankunft nur zu oft, selbst noch am späten Abend erschallen läßt, hat ihm den Namen Müllerchen eingebracht, wenn auch viele Fantasie dazu gehört, aus ihr das Geklapper einer Mühle heraus zu hören. Der eigentliche Gesang besteht aus leisen aber melodischen Tönen, die jedoch nur dem Kenner auffallen. Die jungen Männchen üben im August, versteckt in der krubigen Krone eines Baumes oder im dichten Nadelgrün, fleißig ihre Weise ein, sind aber höchstens auf 10 Schritt Entfernung noch zu vernehmen. Mich erinnert dieses zarte Gezwickler immer lebhaft an das Gezwickler, denn Gesang ist es nicht zu nennen, einer Singmaus.

In der Wahl ihres Wohnorts ist die Klappergraswürmchen nicht eigen. Ihr behagt es bald in dichten Hecken der Gärten, in Städten und Dörfern, wenn sie nur kleine Exkursionen nach benachbarten Obstbäumen anstellen kann und in den frühzeitig grünenden Stachelbeersträuchern einen passenden Standort für ihr Nest findet; bald in den jungen Laubholzschlägen, wo Dornesträuch und Brombeerranken die beliebten Verstecke bilden; bald aber auch, und zwar vorzugsweise in unserm Walde, in den reinen Fichtenbeständen, deren Zweige sich noch am Erdboden verschränken; Wunderbar ist, daß der Vogel, der sonst auf Laubholz angewiesen ist, auch hier sein Fortkommen findet und mit Goldhähnchen und Meisen die Nadelzweige durchschlüpft. Es ist mit großer Genugtuung hervorzuheben, daß die jungen Nadelholzbestände in unserer Zeit der Vogelwelt überall die sichersten und besten Schutzhege bieten und daß sich

gerade hier unzählige der anderswo heimatlos gewordenen Sängler ansiedeln. Leider macht man ja von Jahr zu Jahr mehr mit den dichten Hecken und Büschen der Felder tabula rasa; die Hainungen mit dem eng verwachsenem Unterholze müssen nach den Prinzipien der neuern Forstmänner reinen Beständen Platz machen; dahingegen pflegt man die Nadelholzkulturen, als die rentabelsten mit besonderer Vorliebe und bietet dadurch den Singvögeln zu Brutansiedelungen die passendste Gelegenheit.

Das Nest des Müllerchens, ein lockerer von unten durchsichtiger Bau, hängt oft niedrig im Dorngebüsch, in Stachelbeergebüsch, in Holunderzweigen, oft aber auch, und zwar im Nadelholze, über Manneshöhe im trocknen, nicht grünen Nadelgezweige. Man kann es hier, wenn es keine Eier enthält, leicht mit dem Neste des Mönchs verwechseln. Die Alten lieben ihre Brut außerordentlich, übertragen diese Liebe, wenn ihnen ihre Kinder geraubt sind, sogar auf hilfbedürftige Kinder fremder Eltern, was folgende Beobachtung „aus den goldenen Tagen der Kindheit“ erklären möge.

Ich erhielt einst von einem Knaben, der vom Lande her oft junge Vögel zur Stadt brachte, drei Stück halberwachsene Klappergrasmücken. Niemand hatte ihm die Vögel abnehmen wollen und schon war das Todesurteil darüber verhängt, als ich mich im entscheidenden Augenblicke zum Retter aufwarf. Zunächst suchte ich meinen Adoptivkindern in einem Käfige ein warmes Nestchen zu bereiten und trug sie dann in den Garten, um ihnen an einer der Sonnenwärme ausgesetzten Wand einige Fliegen zu erhaschen. Kaum hatte ich mein Fütterungsgeschäft begonnen, als ich desselben auch schon wieder entzogen wurde, da sich ein Pärchen Müllerchen einfand und mir durch sein Benehmen bald zu verstehen gab, daß ihm das Wohl meiner Pflegebefohlenen am Herzen liege. Ich wartete im Gebüsch versteckt der Dinge, die da kommen sollten und siehe! die fremden Eltern trugen ein grünes Käupchen über das andere herbei und fütterten die Jungen mit großer Sorgfalt und Liebe groß. Als sie erwachsen waren, öffnete ich das enge Gefängnis und gab sie der Freiheit zurück, „von der sie genommen waren.“

In der Gefangenschaft sieht man das kleine muntere Tierchen selten. Mein alter vogelkundiger Freund L. Hausmann unterhielt einst ein Müllerchen mit gewöhnlichem Drosselfutter einen ganzen Winter hindurch freisiegend auf einem Vorplatze seines Zimmers. Obgleich die Temperatur oft tief unter Null stand, blieb der Vogel dennoch gesund und wurde im nächsten Frühjahr, als er sich als Weibchen entpuppte, wieder in Freiheit gesetzt.

Wenn ein Vogel Ursache hat, sich über Veränderung und Verminderung seiner beliebten Aufenthaltsorte zu beklagen, so ist es unsere allbekannte Dorngrasmücke, (*Curruca cinerea*) bei uns sonderbarer Weise Flachsdöddel oder wilder Döddel genannt. Ich kenne Gegenden wo vor einem Vierteljahrhundert überall aus den grünen Hecken der Felder, Wiesen und Weiden die frische, fröhliche Weise seines Liedes klang, die aber heute sang und klanglos daliegen, weil der Mensch in seinem verstockten Egoismus es für geraten hielt, die trauten sicheren Heimstätten der Vogelwelt auszurotten. In unserm Waldgebirge freilich, wo an den Feldwegen noch dichte Hecken stehen, die Weidekämpfe und Viehtriften mit Schwarz- und Weißdorn, untermischt mit Hainbuchen und Rotbuchen eingefaßt sind, findet der Vogel noch immer die schönsten Brutplätze, ist aber auch in den reinen Fichtenbeständen bis hoch ins Gebirge ständiger Sommergast. Sonderbarerweise lebt er häufig auch in Gegenden, wo man seine Lieblingsplätze, Gebüsch und Hecken, gänzlich vernichtet hat und zwar bewohnt er hier die großen Kaps- und Rübsenbreiten; ein neuer Beweis, daß sich der Vogel lokalen Veränderungen zu akkommodieren versteht.

Ein charakteristischer Zug im Wesen der Dorngrasmücke ist eine stete Unruhe, eine fortwährende Nüchrigkeit und Leben-

digkeit. Seit langen Jahren schon nistet ein Pärchen in unmittelbarer Nähe meines Hauses und habe ich jederzeit die schönste Gelegenheit, dem Treiben der lebensfrohen Tierchen zuzusehen. Sobald das Männchen im Frühlinge wieder angelangt ist, macht es sich auch durch seinen Gesang bemerklich. Bald erscheint es in fecker Stellung mit aufgeblasener Kehle auf einer Hecke oder einem Busche, oder hoch auf einem Baume; bald schwingt es sich mit heiterem Sange über das Haus, den Garten hin und stürzt sich dann plötzlich in's Gebüsch herab; bald durchschlüpft es die benachbarten Hecken, den Beobachter mit einem rasch ausgestoßenen Wät, wät, wät, wät! begrüßend. Es singt so fleißig, daß es oft in einer Minute 8 mal seine Strophe erschallen läßt. Ja, in der Nacht selbst, in der lauen stillen Frühlingnacht, hebt es sich plötzlich von Liebe begeistert aus dem duftenden Weißdorngebüsch und schmettert seine Strophe aus voller Brust über den Garten hin. Ich hege für diesen Vogel eine besondere Vorliebe, war er es doch, der beim Begräbnisse des alten Naturpriesters Brehm den Grabgesang anstimmte.

Das Nest der Dorngrasmücke, ein leichter aus Würzelchen, dürren Gräsern, Spinnweben und Pferdehaaren bestehender Bau, steht der Regel nach in Weißdorn- und Schwarzdorngebüsch, oft dicht am Boden, dann aber auch zwischen Raps- und Rübsenstengeln. Da ich einst Gelegenheit hatte, ein Pärchen unseres Vogels bei Anlage des Nestes zu beobachten, so möge die nähere Beschreibung hier folgen. Es war an einem warmen Apriltage, noch waren die Gebüsch nicht vollständig belaubt, und ich konnte daher das Treiben des bauenden Paares unbehindert belauschen. Unter fortwährendem leisen Gezwitzcher hob das Männchen die Baustoffe bald am Rande, bald inmitten des Gebüsches auf und trug sie der geschäftigen Gattin zu, die deren Anordnung eifrig besorgte. Aber nicht immer erwartete sie die Ankunft des Gemahls, und wenn dieser sich auf einige Augenblicke etwas weit vom Neste entfernte, dann entschlüpfte sie dem halbvollendeten Baue und promenierte von einem Zweige zum andern. Höchst spaßhaft sah es aus, wenn die Vögel lange dürre Halme des Vogelknöterichs im Schnabel tragend, in stolzer Haltung, die Kopffedern gesträubt, die Kehle aufgeblasen und mit den Augen neugierig umher spähend auf den Zweigen balanzierten.

Die Dorngrasmücke ist, wie alle anderen ihrer Art, eine leidenschaftliche Liebhaberin von allerhand Beeren, unter denen die roten Johannisbeeren und die des Traubenholunders die gesuchtesten sind. Sobald das Brutgeschäft beendet ist, verschwinden sie wieder aus dem Reviere. Im September ist bereits der Zug dieser zarten Kerbtierfresser, die im Käfige noch einer gehalten werden müssen als eine Nachtigall, beendet.

Nach den Grasmücken stellt die Familie der Laubjäger zu den Waldkonzertisten ein nicht unbedeutendes Contingent und zwar mehr, wegen ihres häufigen Vorkommens und ihrer starken Vertretung, als ihrer musikalischen Befähigung. Betrachten wir das Trifolium der kleinen laubfarbigen Schar nach der Reihenfolge in der es sich bei uns einzustellen pflegt.

Schon im März, wenn die Bäume noch kahl und nackt dastehen, wie mitten im Winter und nur die am Waldesrande wachsenden Salweiden ihre Blütenkäzchen ausgehängt, hat sich der Kleinste unserer Kleinen, der sogenannte Weidenlaubvogel (*Phylopergula rufa*) ein Vögelchen von der Größe unseres Goldhähnchens, schon wieder in der Heimat eingefunden. So lange die Sonne scheint und milde Südwinde wehen, fehlt es ihm nicht am Besten, am täglichen Brote; wenn aber der türkische Winter sein Schneeflockenspiel wieder beginnt, da ist er gezwungen, aus den Kronen der Bäume herabzusteigen und am Waldbache, an Quellen und Teichen sich kümmerlich zu ernähren. Daß er aber selten Mangel leidet, seltener als alle andern Frühlingsgäste, zeigt er auch jetzt durch seinen Gesang an, denn trotz Schnee und Eis stimmt er immer lustig sein originelles Geleier an. Sein Gesang hat verschiedene Übersetzer und Übersetzungen gefunden. Brehm bezeichnet denselben durch die Sylben: Till, tell, till, tell! Bechstein durch: Zip, zap, zip, zap! Naumann so un-

übertrefflich durch: Dilm, delm, demm, dilm, delm, demm' dölm! und unsere liebe Dorfjugend singt mit dem Kleinen in die Wette: Sippensappen, sippensappen!

Zu seinem Aufenthaltsorte liebt der kleine Leiermann den gemischten Wald, tritt aber bei uns auch im reinen Nadelwalde auf. Fast den ganzen Tag sieht man ihn in den Kronen der Buchen, Eichen und anderer Bäume umherhüpfen, immer mit Flügeln und Schwanz zuckend, hin und wieder eine Fliege erhaschend, eine niederfallende Raupe, Spinne oder Motte in geschicktem Purzelbaumschlagen wiederfangend und dabei von Zeit zu Zeit mit einem sanften Huid — huid — huid! sein Dasein bezeichnend. Im Juli begibt er sich in die Gärten der Walddörfer, wo man in einer Erbsenrabatte wohl ein Duzend dieser flinken Tierchen herumhüpfen sieht, die sich sehr geschickt zu verbergen wissen. Einige Obstbäume, die dicht an Gebäuden stehen, an deren sonnigen Wänden sich die Fliegen gern aufhalten, werden von ihm vorzugsweise besucht. Hier ist er besonders im Spätherbst zu finden, wenn sich der Mangel an Kerfen bemerklich macht.

Eigentümlich ist's, daß dieses lebendige Vögelchen, welches sonst nur in den Kronen der Bäume sein Wesen treibt, bei Anlage seines Nestes nach dem Erdboden strebt und hier im niederen Gestrüpp, im hohen Grase, im dichten Dorngebüsch und in dichten Fichtenbäumchen, in Fahrgleisen und zwischen Erdschollen die ziemlich locker gewebte Behausung errichtet. Da dieselbe nur aus Grasrispen, Halmen und trocknen Blättern besteht, der bindenden Moose, Flechten, Spinnweben und Wolle ganz entbehrt, kann sie sich an Schönheit mit dem königlichen Palaste des Vogels Zaun nicht messen. Auch der Eingang ist weit und mit dem Nestboden fast in gleicher Höhe, welcher Umstand dem Neste das Ansehen eines Backofens verleiht. In Süddeutschland nennt man den kleinen Baukünstler deshalb Backöferle; unsere derbe norddeutsche Jugend hat aber einen derberen Ausdruck dafür und nennt ihn schlichtweg Backofendrescher. Das Nestinnere ist mit einer großen Menge von Hühner- und Taubenfedern ausgelegt, die der Vogel oft weit heranschleppt. Einmal fand ich ein Nest sogar 5 Fuß hoch vom Erdboden in einer Fichtenkrone verborgen; ein andermal mehrere Fuß hoch in einem dichten Weißdornbusche, Fälle, die in der Mikologie gewiß vereinzelt dastehen.

Ein Pärchen, welches schon seit Jahren in der Nähe meines Hauses nistete, erschien am 21. März. Erst am 24. April bemerkte ich, wie das Weibchen mit Halmen und dürrem Laube beladen einem etwa 1 m hohen unter einer Hecke geschützt stehenden Fichtenbäumchen zueilte, um in diesem das Nest zu errichten. Anfangs schichtete es Grashalmen und dürres Laub aufeinander, um erst eine solide Unterlage zu schaffen. Schon am dritten Tage begann es die Kuppel in Angriff zu nehmen, die bereits nach vier Tagen vollendet war. Jetzt erst schritt es zur inneren Auskleidung. Vor der Küchentür, wo im Laufe des Winters ein paar Borstenträger abgeschlachtet waren, lag das benötigte Material massenhaft und nach hier wandte das bauende Weibchen stets seinen Flug. Der Herr Gemahl half auch nicht im geringsten bei der Herstellung des Nestes und während die Gattin sich abmühte, saß er gemütlich leierend im Baumwipfel. Am 1. Mai lag ein Ei im Neste, klein, zartchalig, weiß mit rötlichen Punkten. So lange das Weibchen das Legegeschäft noch nicht beendet hatte, schlief es auch nicht im Neste. Erst als das Nest vier Eier enthielt, saß es am Abend im Neste. Als ich am 5. Mai wieder das Nest betrachtete, bestand der Satz aus 5 Eiern. Das Weibchen nahm schon heute, als es das Nest verließ, zu der Verstellungskunst seine Zuflucht, indem es wie gelähmt am Boden umherflatterte und dann im Gebüsch verschwand. Am 21. Mai enthielt das Nest 5 Junge, von denen jedes mit 3 Dunen geziert war, an jedem Flügel eine und eine auf dem Kopfe. Am 4. Juni war das Nest leer und die Jungen saßen dicht aneinandergedrängt in einem nahen Brombeerbüsche. Schon am 10. Juni sah ich, daß sie Versuche anstellten, ein Kerbtier im Fluge zu erhaschen, ein Zeichen, daß sie früh selbstständig werden.

In der Stube ist dieser kleine Gast leicht einzugewöhnen und zwar am bequemsten zur Zeit, wenn die Stubenfliege zur wahren Hausplage geworden ist. Schon in der ersten Stunde seines Gefangenlebens beginnt er seine Jagd, indem er die am Fenster tanzenden Quälgeister erschnappt, später verfolgt er sie überall, mögen sie nun am Fußboden oder unter der Decke sitzen. Ich engagiere alle Jahr auf einige Wochen einen solch billigen Fliegenfänger und ich bin mit seinen Leistungen immer sehr zufrieden. Da er meist in den Blumen

am Fenster sitzt und von dort aus seine Jagden anstellt, auch Nachtruhe daselbst hält, hat man eine Verunreinigung des Zimmers nicht zu befürchten.

Im Herbst, wenn die meisten Säger schweigen, da ist unser Weidenzeisig noch in voller Gesangstätigkeit und sein Dilm, demm, dölm ertönt lustig zu dem girenden Liede des Hausrotschwänzchens. Ich hörte ihn noch am 19. Oktober singen, dann aber war er nach Süden aufgebrochen, um 5 Monate lang fern von den Wäldern der Heimat zu leben.

Nach dem Weidenlaubvogel, etwa im 2. Drittel des Aprils, stellt sich der Fitis (Phyl. fitis) wieder an seinem Brutplaze ein. Er hat dieselbe Größe wie der Weidenlaubvogel und ist durch sein seidenweiches, gelbliches Röckchen und seine fleischfarbenen Füße von demselben zu unterscheiden.

Wenn der Fitis bei uns anlangt, hat der Lenz schon bedeutende Fortschritte gemacht. Die Ebereschen prangen im frischen Grün und die am Waldessaume oder in den Hainungen stehenden Weißdorngebüsche haben längst ihre zarten Blätterknospen dem warmen Sonnenscheine erschlossen. Hier finden wir unsern kleinen Sommergast jetzt in voller Tätigkeit. Unermüdtlich treibt er sich in dem jungen Grün umher, wo angelockt durch den Duft der frischen Blätter, allerhand fliegendes Geziefer sich einzustellen pflegt. Sehr fleißig läßt er aber auch sein Frühlingslied erschallen, eine reizende Strophe, die, einem Silberglöckchen gleich, in lieblich sanften, immer mehr ersterbenden Tönen im langsamen Rhythmus dahinfließt. Es liegt ein süßer Zauber in der seligen Weise unsers kleinen Sängers und die jungen Hainungen, die der Naturfreund so gern im Vorfrühling durchwandert, erhalten dadurch einen besonderen Reiz.

Betrachten wir uns den Aufenthaltsort unsers lieben Frühlingsjägers einmal genauer, so finden wir, daß derselbe



74. Weidenlaubvogel. 75. Fitis. 76. Schwirrer. 77. Zaunkönig.
78. Heckenbraunelle.

am Fenster sitzt und von dort aus seine Jagden anstellt, auch Nachtruhe daselbst hält, hat man eine Verunreinigung des Zimmers nicht zu befürchten.

Im Herbst, wenn die meisten Säger schweigen, da ist unser Weidenzeisig noch in voller Gesangstätigkeit und sein Dilm, demm, dölm ertönt lustig zu dem girenden Liede des Hausrotschwänzchens. Ich hörte ihn noch am 19. Oktober singen, dann aber war er nach Süden aufgebrochen, um 5 Monate lang fern von den Wäldern der Heimat zu leben.

Nach dem Weidenlaubvogel, etwa im 2. Drittel des Aprils, stellt sich der Fitis (Phyl. fitis) wieder an seinem Brutplaze ein. Er hat dieselbe Größe wie der Weidenlaubvogel und ist durch sein seidenweiches, gelbliches Röckchen und seine fleischfarbenen Füße von demselben zu unterscheiden.

Wenn der Fitis bei uns anlangt, hat der Lenz schon bedeutende Fortschritte gemacht. Die Ebereschen prangen im frischen Grün und die am Waldessaume oder in den Hainungen stehenden Weißdorngebüsche haben längst ihre zarten Blätterknospen dem warmen Sonnenscheine erschlossen. Hier finden wir unsern kleinen Sommergast jetzt in voller Tätigkeit. Unermüdtlich treibt er sich in dem jungen Grün umher, wo angelockt durch den Duft der frischen Blätter, allerhand fliegendes Geziefer sich einzustellen pflegt. Sehr fleißig läßt er aber auch sein Frühlingslied erschallen, eine reizende Strophe, die, einem Silberglöckchen gleich, in lieblich sanften, immer mehr ersterbenden Tönen im langsamen Rhythmus dahinfließt. Es liegt ein süßer Zauber in der seligen Weise unsers kleinen Sängers und die jungen Hainungen, die der Naturfreund so gern im Vorfrühling durchwandert, erhalten dadurch einen besonderen Reiz.

Betrachten wir uns den Aufenthaltsort unsers lieben Frühlingsjägers einmal genauer, so finden wir, daß derselbe

junges Stangenholz, niedere Hainungen, in deren Nähe ein perlender Bach unter dem Gebüsch dahineilt, bevorzugt, aber auch die Fichtenschonungen, in welchen Heidekraut wächst, bis hoch ins Gebirge hinein bewohnt. Auch hier scheint sein Tisch immer reichlich gedeckt zu sein und sehen wir ihn das Nadelgezweig mit der Behendigkeit eines Goldhähnchens durchschlüpfen. Auch in den Baumhöfen und Gärten der Walddörfer siedelt er sich an und besucht dieselben regelmäßig zur Zeit seiner Ankunft. Einst trieb sich ein schmuckes Männchen sogar unter meinem Fenster auf einem Blumenbeete umher und sang auf dem Erdboden hüpfend zwischen blühenden Primeln und Hyazinthen seine liebliche Strophe.

Das Nest, ein backofenförmiger Bau, wie der des Weidenzeisigs, steht meist nahe am Boden, oft aber auch in buschartigen Fichten und dichten Weißdornbüschen, einige Fuß hoch von der Erde. Ich traf einst ein Weibchen beim Bau beschäftigt und sah, wie es Baustoffe: dürre Blätter, zarte Grashalme usw. nur wenige Schritt vom Standorte aufsuchte. Es war ein sonderbarer Anblick, wenn der winzige Vogel, ein trockenes Blatt, das ebenso groß war, wie er selbst, im Schnabel haltend, aus dem Gebüsch auftauchte und damit fortsteuerte. — — Allerliebste Geschöpfe sind die jungen Fitisse. So eben beim Niederschreiben dieser Zeilen beschäftigt, präsentiert sich mir auf einem unter meinem Fenster stehenden Zwetschgenbaume ein Fitisvater und zwei seiner Kinder mit ihm. Die Jungen, die mit aufgedunsenem Gefieder zusammen auf einem Ast sitzen, erscheinen viel größer, als ihr Ernährer, der alle Augenblicke, den Schnabel mit Blattläusen gefüllt, sich ihrer erbarmt. Oft hüpfst ein Junges hinter ihm drein, kehrt aber bald um und setzt sich wieder dem Nestbruder zur Seite. Ungefähr eine Viertelstunde verweilen sie dort im Strahl der Morgensonne, dann aber setzen sie ihren Streifzug in den Garten fort.

Sobald der August heranrückt, begeben sich die Fitisse in die Gärten der Walddörfer und durchsuchen Hecken, Obstbäume, Erbsenbeete usw. nach Kerfen. Die jungen Männchen singen dann schon vollständig das Lied ihres Vaters, nur nicht so laut als im Frühlinge. In den kleinen Vögeln steckt eine unverwüßliche Neclust. Fliegt einmal vom Hausdache ein argloser Star, ein sanfter Baumpieper, ein beweglicher Rot-

schwanz, gleich stürmt ein kleiner Raufbold mutig hinterdrein und sucht den Davoneilenden zu belästigen.

Er ist im Zimmer ein ebenso geschickter Fliegenfänger wie sein Vetter, der kleine Weidenzeisig. Sitzt er einmal am Fenster, so bekommt er auch häufig Besuch von den freien Genossen, die an den Scheiben herumflattern und neugierig hineinlugen. Setzt man ihn in einem Käfige auf die Fensterbank nach draußen, so nimmt der Besuch gar kein Ende, da alle Vetter und Basen der Nachbarschaft herbeikommen, um sich über das Schicksal des Gefangenen zu unterrichten.

Der wunderschöne Monat Mai führt uns auch den letzten und zartesten unserer Laubsänger wieder zu, den Waldlaub sänger (*Phyl. sibilatrix*), auch schwirrender Laubvogel genannt.

In der Lebensweise gleicht er den beiden vorhergehenden Arten, nur weicht er in der Wahl seines Aufenthaltes insofern davon ab, als er niemals den reinen Nadelwald zum Wohnsitz wählt, sondern immer den Laubwald. Unter allen Bäumen bevorzugt er auffallender Weise die Birke, in deren hängendem Gezweig er gern umherhüpft. Auch ist er mehr Waldvogel, als die beiden vorhergehenden Arten, da er Gärten und Baumhöfe seltener besucht.

Sehr leicht erkennt man ihn an seinem eigentümlichen Gesange. Der Anfang desselben erinnert an die Strophe des Fitis, der Schluß besteht aus einem lauten Schwirren, das wie Sirrrrr klingt. Dabei schwingt sich der entzückte Sänger oft im sanften Bogen durch das Blättergrün, mit zitternden Flügelbewegungen den Takt zu seinem Liede schlagend. Zeitweilig vernimmt man auch seinen sanft flötenden Lockton, ein langgezogenes Tui! dem Locktone des Simpels so täuschend ähnlich, daß er selbst den Kenner irre leiten kann.

Sobald sich die Pärchen zusammengefunden, schreiten sie zum Nestbau. In einer Vertiefung des Waldbodens, oft von Grasbüscheln überschattet, findet man das mit dürren Blättern und Halmen sorgfältig bereitete, oben überwölbte Nest, immer so versteckt, daß man es nur entdeckt, wenn der Vogel davon fliegt. Später, wenn erst Junge darin sind, braucht man sich nur etwas verdeckt aufzustellen und wird dann bald an dem Fluge der futtertragenden Alten den trauten Ort, wo die Liebe ihr Haus gebaut, ausgekundschaftet haben, wobei man sich nur zu hüten hat, das Nest nicht zu zertreten, wie es dem Unkundigen wohl einmal passieren kann.

Schon im August wandert der Waldlaubvogel wieder dem wärmeren Süden zu, wenigstens habe ich ihn nach dieser Zeit weder an seinem Brutplatze, noch in den Gärten und Baumhöfen der Walddörfer mehr angetroffen.

Leider scheint dieser zarte Sommergast von Jahr zu Jahr bei uns abzunehmen, denn ich kenne Gegenden unseres Waldes, wo er vor einem Jahrzehnt noch jährlich aufzufinden war, die aber heute gänzlich von ihm verlassen sind.

Ein zwischen den Grasmücken und Laubvögeln stehender Sänger von ausgezeichneter Begabung und hohem Rufe ist die Bastardnachtigall (*Sylvia hipolais*), auch Spottvogel, Spötter, gelbbäuchige Grasmücke genannt. Ein alter, mir wegen seiner Vogelkenntnis befreundeter Dörfler, der die eigene Marotte hatte, alle ihm dem eigentlichen Namen nach unbekanntem Vögel ohne weitere Umstände zu taufen, nannte diesen Vogel Sprachmännchen, weil, wie er sagte, der Gesang aus den Sprachen anderer Vögel zusammengesetzt sei. Und der Mann hatte Recht! Dem aufmerksamen Hörer klingen in diesen im schnellsten Allegro dahinrollenden Strophen die verschiedensten Reminiszenzen aus den Liedern anderer Vögel ins Ohr. Eingeleitet wird der Gesang durch den wohl-

flingenden Lockton, der etwa wie Detroit klingt, dann wechseln zischende, schwirrende, gurgelnde, flötende und schnalzende Laute in den reichsten Modulationen mit einander ab, zeitweilig unterbrochen vom Ruf der Meise, vom Schlag der Wachtel, vom Pfiff des Pirols oder von den Stimmen umwohnender Grasmücken. Die Töne überstürzen sich förmlich und es ist wunderbar, wie sich in der kleinen Kehle des Sängers in einem Augenblicke diese mannigfaltigen Töne erzeugen können.

Unser Spottvogel ist ein Feind von nasskalter oder rauher Witterung; ihm behagt es am liebsten in milder, warmer Sommerluft, weshalb er auch erst im Mai, wenn alle anderen Sänger bereits erschienen sind, sein Standquartier bezieht. Dieses liegt niemals tief im Walde, selten am Waldesrande, dagegen wohl in Hainen und Feldgehölzen, die etwas feuchten Boden haben und in welchen die verschiedensten Baumgruppierungen vorkommen, oder auch in den Gärten und Baumhöfen der Walddörfer, wenn nur klares Wasser in der Nähe ist. Selbst in den Anlagen und Gärten der Städte ist er anzutreffen. Vor allen Dingen muß sein Aufenthaltsort mit einigen oder wenigstens einem hohen Baume versehen sein, denn seine Laubvogel-Natur offenbart sich gerade dadurch, daß er sich beständig in den Kronen umhertreibt und nur, wenn Not und Mangel eintritt, zur Erde kommt. Als vor einigen Jahren noch spät im Mai ein arges Schneegestöber unsern Wald durchbrauste, kam ein Spottvogel des Tages mehreremal nach Kerbtieren suchend in einem Winkel meines Baumhofes zur Erde, woselbst ich ihm einige Mehlwürmer servierte, die ihm sehr zu munden schienen.

Das Nest, ein wahrer Prachtbau, gehört zu unsern schönsten Vogelnestern. Es steht in einer Höhe von 1—4 m. Dasjenige, welches mir zu meiner Beschreibung gedient, stand auf den dichtbelaubten Zweigen einer jungen Eiche und war aus wenigen 10 cm langen Moosrispen, trockenen Gräsern mit Insektengespinnst und Birkenrinde vermengt, fest gewebt. Ich nahm dieses schöne Nest erst im November ab, als schon manches Regenschauer, mancher Sturmwind darüber hingezogen war und, nachdem es bereits lange Jahre meine Nestsammlung geziert, hatte es noch das Ansehen, als ob es der Vogel erst eben verlassen hätte. Die weiße Birkenrinde verleiht dem

Neste das Ansehn, als wäre es mit Hobelspänen oder Papier-schnitzeln ausgestaffiert. Die Nester, die ich sonst noch gefunden, standen im dichten Buchengebüsch, in jungen Fichten, in Hainbuchenkronen, ja auch eins war auf einer, dichtes Erlengebüsch durchziehenden Brombeerranke, mit Insektengespinnten äußerst künstlich befestigt. Dem schönen Neste entsprechen auch die schönen rosafarbenen, schwarzpunktierten Eier.

In dem etwa 330 m hoch im Teutoburger Walde gelegenen Dörfchen Feldrom ist der Spottvogel ständiger Sommergast, aber nur gelegentlicher Brutvogel. Ein halbes Duzend liebeseliger Männchen pflegt sich alle Jahr an den bestimmten Plätzen einzustellen. Bis in den Juli hinein erklingen ihre Weisen, dann aber ist's aus mit der Herrlichkeit. Welches die Ursache dieser auffallenden Erscheinung ist, wird sich erst feststellen lassen, wenn man diese Beobachtung auch in anderen, ebenso hoch und unter gleichen Breitengraden liegenden Ortschaften gemacht haben wird.

Ein anderer talentvoller und auch fleißiger Sänger ist der Sumpfschilfsänger (*Calamoherpe palustris*).

Dieser in einigen Gegenden Deutschlands äußerst seltene Vogel scheint sich in den letzten Jahren immer mehr auszubreiten. Er nimmt im großen Vogelkonzerte als Sänger und Spötter einen hervorragenden Platz ein und wird sogar von einigen Vogelfundigen dem Spottvogel vorgezogen. Wie dieser trifft der Sumpfschilfsänger erst bei uns ein, „wenn alles in der Blüte steht“, selten vor Mitte Mai, in hochgelegenen Gegenden oder bei nasser Witterung erst im Juni. Am Ende des Augustmonds, wo die Tage merklich kürzer werden, wandert er schon wieder dem warmen Süden zu.

Seinem Namen nach sollte man schließen, der Vogel sei nur in Sümpfen oder schilfigen Gegenden anzutreffen, dem ist

aber durchaus nicht so. Man findet ihn wohl in feuchten, mit Weidicht, Schilf und schilfartigen Gräsern bewachsenen Niederungen, doch tritt er ebenso oft auf trockenen Getreidefeldern, in Rübsen-, Raps- und Bohnenbreiten auf, unternimmt von hier kleine Spazierflüge nach benachbarten Feldbäumen, siedelt sich aber auch in Gärten an, wenn er daselbst dichte Erbsen- und Bohnen-Rabatten und dichtes Gebüsch findet. Zwischen Häusern und in geschlossenen Ortschaften scheint es ihm weniger zu behagen, da ihm der Mensch und sein Treiben unangenehm ist.

Auch in seiner Lebensweise und seinem Betragen unterscheidet er sich vielfach von dem gelben Spottvogel. Während dieser sich mehr in den Baumkronen umhertreibt und in Gegenwart des Menschen seine erborgten Weisen herableiert, fühlt sich der Sumpfschilfsänger am wohllichsten in der Nähe des Erdbodens und hüllt sich sofort in tiefes Schweigen, sobald er sich beobachtet glaubt. In den Bohnenfeldern steigt er beim Singen gern auf die oberen Spitzen, wählt aber nie hervorragende Stengel zum Ruheplaz, sondern sitzt immer so, daß ihn das benachbarte Grün den Blicken der Menschen entzieht. Mit geradezu quecksilberner Gewandheit weiß er das dichteste Gebüsch zu durchschlüpfen, hält sich nach der Weise aller Schilfsänger gern klammernd an senkrecht stehenden Halmen und Ruten, durchheilt, wenn die Umstände dazu drängen, im raschen Fluge die Luft und stürzt sich pfeilgeschwind wieder in das verbergende Gesträuch. Unstet und munter wie er ist, hält er sich nie lange an einer Stelle auf, was man deutlich wahrnimmt, wenn er singend und wandernd zugleich sich bald hier bald dort vernehmen läßt.

In Anbetracht seiner Gesangsfertigkeit steht der Sumpfschilfsänger mit dem Spötter auf gleicher Stufe, doch hört der einigermaßen Vogelsprachkundige aus dem Liede sofort das eigentümliche Ter, ter, ter, zir, zir, zir, oder Tret, tret, tret, tritt, tritt, tritt der Schilfsänger, seiner Artverwandten, heraus. Das ganze Tonstück besteht aus den verschiedensten Vogelstimmen, hauptsächlich aus Lockrufen und kürzeren Strophen, die im wunderbarsten Durcheinander mit einer Leichtigkeit und Eleganz vorgetragen werden, daß daraus eine echt künstlerische Original-Produktion zu entstehen scheint. Eine eigenartige

Färbung erhält das Lied noch durch das Presto-Tempo, in welchem es vorgetragen wird. Man gedenkt dabei unwillkürlich der Worte: „Wie mit wildem Ungestüm Wellen sich ergießen.“ Am meisten fesselt uns das Lied in der Stille einer milden Sommernacht, wenn tiefes Schweigen die schlummern- den Fluren umfängt. Da will es mir immer scheinen, als wollte sich der nimmer rastende Sänger durch Benutzung der Nächte für den kurzen Aufenthalt in der Heimat schadlos zu halten suchen.

Der Sumpfschilffänger nistet nur einmal im Jahre. Wenn aber die erste Brut verunglückt, folgt noch eine neue. Das Nest ist insofern leicht von andern Rohrsängernestern zu unterscheiden, als es niemals über dem Wasser steht. In seiner Konstruktion trägt es unverkennbar den Stempel aller Rohrsängernester, weil es, einem Körbchen gleich, frei zwischen aufrecht stehenden Weidenchößlingen, Bohnenstengeln, Getreidehalmen oder sonstigen Pflanzenstengeln hängt. Einst fand ich ein Nest im Gerstenfelde, nur von wenigen Halmen getragen, ein anderes im Rotklee und eins zwischen zwei Strüngen des Braunkohls. In nassen Sommern gehen viele Bruten verloren, besonders diejenigen in Roggenfeldern, wenn der Roggen sich lagert. Das Weibchen ist es allein, welches das Nest baut. Beim Herbeischaffen der Baustoffe wird es stets vom Männchen begleitet.

Die Jungen verlassen sehr früh das Nest, halten sich in den ersten Wochen immer treu zusammen, wissen sich aber bei nahender Gefahr, gewarnt von den Angstlauten der Alten, sehr geschickt im Grase oder Gesträuch zu verstecken. Dennoch werden sie manchmal eine Beute der Katzen, Wiesel und sonstigen Raubgesindels. Erfreulicher Weise ist eine beständige Zunahme dieses Vogels zu bemerken.

Von allen Sängern erfreut sich keiner einer größeren Popularität, als der jedermann bekannte Zaunkönig (*Troglodytes parvulus*), auch Winter- oder Schneekönig genannt. Er gehört zu den wenigen Vögeln, die jahraus jahrein in der Heimat bleiben und deren Lieder auch in jener Zeit unser Herz erfreuen, wenn alle anderen Sänger verstummt oder verschwunden sind. In den schönen Herbstmorgen, wenn zu unsern Häupten die wanderlustigen Scharen lockend oder lautlos dahinsieglern, läßt der fecke Vogel aus dem Reisighaufen des Baumhofes plötzlich seine lustige Weise erschallen, als wollte er der Wanderer spotten, die, um dem Mangel und der bitteren Not zu entgehen, gezwungen sind, ihr Vaterland zu verlassen. Und wenn dann später der Winter in sein silberglänzendes Gewand Wald und Flur eingehüllt hat und die Strahlen der aufgehenden Winter Sonne durch die blumenbemalten Scheiben glitzern, da erklingen unter unserm Fenster wieder dieselben Lieder mit gleicher Kraft und gleichem Wohlklang. Ein solcher Sänger muß mit seinen Liedern unser Herz erobern und unser Interesse im hohen Grade erregen.

Betrachten wir ihn in seinem täglichen Leben, in seinen Sitten und Gewohnheiten einmal näher, so finden wir, daß er schon früh am Morgen, wenn am östlichen Himmel „die dämmernde Gos mit Rosenfingern emporsteigt,“ sein Versteck verläßt, um seine Streifzüge durch sein Gebiet anzutreten. Dieses liegt gewöhnlich tief im Walde, wo sich der Gebirgsbach mühsam durch Fels und Gestein zwingt, dichtes Gebüsch und Gestrüpp die Ufer besäumt und hin und wieder Baumwurzeln und Felsklüfte beliebte und gesuchte Schlupfwinkel bieten. Aber auch in den Gärten und Baumhöfen der Walddörfer, wenn sich nur dichte Hecken, tote Zäune, Reisighaufen, aufgeschichtetes Holz, offene Schuppen u. s. w. vorfinden, ist er ständiger Bewohner. Vermöge seines winzigen Körperbaues ist er imstande, die engsten Spalten zu durchschlüpfen, überall einzudringen, jeden Winkel, jedes Eckchen genau zu durchstöbern. Er hält sich meist verborgen und nur zeitweilig taucht er empor, erscheint auf einem Zaunpfahle, einem dürrn emporstehenden Reise, trillert sein Lied, verneigt sich, dreht sich einigemal mit feck erhobenem Schwänzchen im Kreise herum, lockt auch wohl mit lautem Zerrr oder Zeck, zek, zek! eilt dann schwirrenden Fluges weiter und verliert sich wieder in seinen

Verstecken. Den Spechten ähnlich, durchstreift er sein Revier mit einer gewissen Regelmäßigkeit und erscheint täglich zur bestimmten Stunde wieder an bestimmten Orten.

Recht spaßhaft sieht er aus, wenn er einmal bei meinen unter dem Fenster im Garten stehenden Stubenvögeln erscheint und ihnen seine Visite abstattet. Ohne weitere Umstände spaziert er an der einen Seite in den Käfig hinein, an der andern hinaus, natürlich zur großen Verwunderung der eingekerkerten Freunde. Sehr oft besucht er auch Scheune und Stallungen, Küche und Keller, wo er mit dem spitzen Schnabel die schlafenden und verborgenen Bruten der Kerse aus ihren Schlupfwinkeln hervorzieht.

Schon früh im Jahre regen sich in dem Herzen unsers Liliputers „der Liebe zarte Triebe,“ sah ich ihn doch schon Mitte Januar bei 5° Kälte und tiefem Schnee seine Erkorene mit aufgeblähtem Gefieder und den wunderlichsten Kapriolen umtanzen, wobei er derselben die süßesten Schmeicheleien ins Ohr zwitscherte. Natürlich schreitet er um diese Zeit noch nicht zum Nestbau, jedoch fängt er damit, wie alle Standvögel, schon Ende März an. Der kleine Vogel ist ein ausgezeichnete Baukünstler. Wer hat ihm nicht schon Bewunderung gezollt, dem einfachen Königspalaste, der sich bald im dichtesten Fichtengebüsche und Brombeergestrüpp, bald in den Epheuranken alten Gemäuers, bald in den düsteren Fugen der ruffigen Köhlerhütte, bald in dem Bleichhäuschen der Wäscherin, bald unter dem Strohdache des Landmanns vorfindet? Es gibt unter unsern Baukünstlern keinen zweiten, der ein solch praktischen Sinn in der Wahl der verschiedenen Vertlichkeiten bekundet wie der Zaunkönig. Einmal fand ich sein Nest sogar in einer Höhe von 6 m auf dem herüberhängenden Aste eines knorrigen Birnbaums. Das schönste Exemplar eines Nestes aber, welches ich je gesehen habe, stand einst in der Nähe meiner Wohnung, ungefähr 1 m hoch in der moosigen Umhüllung einer alten Eiche. Damit nämlich der zirkelrunde Eingang durch fortgesetzten Besuch des Nestes seitens der Vögel nicht übermäßig erweitert werde, war derselbe durch einige horizontal liegende Reiser gleichsam mit einer Schwelle versehen; über dem Eingange aber war eine etwas abstehende aus Moos und Reisern gemachte Bedachung angebracht, so daß weder Zug-

wind noch Regen die häusliche Gemütlichkeit stören konnte. Der Zaunkönig scheint an der Herstellung des Nestes ein eigenes Wohlgefallen zu haben, denn während die ehrsame Gattin dem Brutgeschäfte obliegt, treibt sich der Herr Gemahl nicht schwelgend und lungernd oder neue Liebesverhältnisse anknüpfend umher, sondern er errichtet nach Art der Webevögel Südasiens und Afrikas in seinem Herrschergebiete sogenannte *Bergnügungsbauten*. Man kann diese Bergnügungsneester leicht von der eigentlichen Wohnung unterscheiden, denn es fehlt ihnen die warme Federauspolsterung. Daß aber ein solcher Bergnügungsbau auch einmal zur Familienstube eingerichtet werden kann, habe ich auch schon beobachtet. Ich fand nämlich einst ein Bergnügungsneest in einem alten moosbewachsenen Hainbuchenstamme. Im Jahre darauf blieb der Bau unbefetzt, ward aber im Lenz des nächsten Jahres renoviert, zur neuen Brutstätte eingerichtet und auch als solche benutzt. Ob diese Bergnügungsbauten später als Schlafkammern der jungen Königskinder dienen können, habe ich noch nicht beobachtet, wohl aber weiß ich aus Erfahrung, daß in den nahe am Boden stehenden Nestern zur Winterzeit gern ein oder das andere Waldmäuschen sein Quatier aufschlägt.

Sobald die Jungen, gemöhnlich 6—8 an der Zahl, unter der sorgsamsten Pflege herangewachsen sind, verlassen sie das enge Häuschen und verstecken sich im nahen Gebüsch, das eine hier, das andere dort. Aber schon nach wenigen Stunden hat sie der Eltern sorgender Ruf wieder vereinigt und nun bietet sich dem Beobachter das schönste Naturbild dar. Auf einem wagerechten Zweige, vom duftenden Grün umschattet, sitzt eins ans andere gereiht die kleine Schar, das allerliebste Stumpfschwänzchen emporgestreckt und mit munteren Augen feck in die Welt hineinschauend. Kaum aber ertönt der Eltern Warnungsruf, da stürzen sich alle ins Gebüsch hernieder. Nur eins bleibt vielleicht noch ein Weilchen sitzen, richtet sich hoch auf, schaut ängstlich spähend umher, um bald auf gleiche Weise zu verschwinden.

Zur Nachtruhe sucht sich der Zaunkönig im Winter gern ein warmes Plätzchen, schläft auch gern mit seinesgleichen zusammen, wie ich an folgender Beobachtung zeigen werde: Neben meinem Stubenfenster standen einst zwei Hauschwaben-

nester. Im Anfange des Winters bezog ein Zaunkönig eins derselben als Schlafgemach. Nach einiger Zeit brachte er sich eine Gesellschafterin mit. Ungefähr eine Woche später, als der Schnee mehrere Fuß tief lag, stand ich abends am Fenster, um die beiden Hausfreunde, die sich regelmäßig einstellten, zu erwarten und siehe da! es erschienen nicht zwei, sondern fünf Stück meiner Troglodyten, die alle, wie auf Kommando, in die Schwalbennester schlüpfen.

Den Schluß unserer Sängerguppe bildet ein Vogel, der als vorzugsweiser Bewohner der Mittelgebirge sich auch bei uns der allgemeinsten Verbreitung erfreut und der vom Fuße des Waldes bis hoch zu dem mit der Krummholzkiefer bestandenen Bergrücken der Belmarstot ständiger Sommer- und oftmals auch Wintergast ist. Dieser Vogel ist kein anderer, als unsere beliebte Heckenbraunelle (*Accentor modularis*), ein harmloses, äußerst zutrauliches und ein bescheidenes Dasein führendes Vögelchen, welches in seiner Lebensweise und auch in seiner Haltung und Färbung vielfach an den Zaunkönig erinnert.

Die ersten warmen Märztagge haben uns den Sänger wieder zugeführt, der unter Hecken und Gebüsch, unter Reißighäusen und an toten Zäunen von dem geübten Auge des Vogelfundigen bald bemerkt wird. Allgemeineres Interesse erregt das Männchen erst, wenn es im Gebüsch emporsteigt, sich frei auf einen Zweig setzt und nun sein frisches Frühlingsliedchen, das in seiner Klangfarbe und in seinem Rhythmus auffallend an den Zaunkönigsgesang erinnert, in die Welt hineintrillert. Um diese Zeit ist es gewöhnlich noch still in der Natur und wird eben das Lied dadurch auffallender. Oft geschieht es auch, daß der Sänger inmitten eines Dornbusches sitzt, mit Behagen die warmen Strahlen der Märzsonne auf sich wirken läßt und dabei nach Herzenslust singt. Nach eini-

ger Zeit begibt er sich wieder zum Erdboden nieder, um unter den Blättern, die er nach Drosselart mit dem Schnabel zur Seite wirft, seine Nahrung aufzusuchen.

Fanden wir unter den Grasmückenarten leidenschaftliche Beerenfresser, so zeigt sich uns die Braunelle als große Liebhaberin der verschiedensten öl- und mehllhaltigen Körner und Sämereien. Daß sie auch Beeren verzehre, habe ich niemals bemerkt. Von allen Sämereien gibt sie aber dem Mohne unbedingt den Vorzug. Sobald derselbe in den Gärten zu reifen beginnt, finden sich sofort Braunellen dabei ein, und wenn eine Pflanze auch noch so versteckt, vielleicht mitten in einem Kartoffel- oder Rübenstück stehen sollte, sie wird von der Braunelle aufgefunden. Ihr schwacher Schnabel gestattet ihr freilich nicht, die harten Kapseln zu zerklauen, ein Geschäft, welches die Meisen besser auszuführen verstehen, und kann sie nur die ausfallenden Körner erlangen. Nebenbei besteht ihre Nahrung aber auch aus allerhand kleinem Gewürm, Schnecken, Käfern und deren Larven, wie sie eben die Jahreszeit darbietet.

Jedes Braunellenpärchen bewohnt ein streng abgegrenztes Gebiet, aus welchem jeder Eindringling, der vielleicht mit der ehrsamten Braunellengattin schön zu tun sich erkühnte, mit Eifer vertrieben wird. Ja die eifersüchtigen Männchen führen oft mit einander erbitterte Kämpfe auf und jagen sich unter scharfem Sirirufen und laut schnurrendem Fluge durch Busch und Hecken. Recht spaßhaft sieht es aus, wenn das Männchen seine Geliebte mit nachlässig herabhängenden Flügeln, ausgebreitetem Schwanz und sanft flüsternden Tönen umtanzt, um ihr dadurch seine zärtlichen Gefühle recht einschmeichelnd zu Gemüte zu führen. Die Geliebte kann solchen dringenden Liebesbewerbungen selten widerstehen und gewährt dem Schmachtdenden bald der Minne süßen Lohn. Die einmal verbundenen Pärchen halten treu zusammen und betätigen ihre Eintracht zuerst beim Nestbau. Es ist sehr unterhaltend, den beweglichen Tierchen zuzusehen, wenn sie in der Nähe des Standortes die Baustoffe zum Neste auflesen. Sie kehren meist immer zur alten Stelle zurück, hüpfen unter beständigem Seitwärtsschnellen oder Zucken des Schwanzes suchend und wählend umher und fliegen, beladen mit den leichten Schätzen,

davon, um bald wieder zu erscheinen. Das Nest steht sehr häufig in dichten Fichtenbüschen und Hainbuchenhecken, auf alten Stämmen, in Reifighaufen und toten Zäunen, oft nahe am Boden, oft auch wohl 6 — 8 m hoch. Ältere Pärchen, die bei ihren dicht am Boden stehenden Nestern üble Erfahrungen machen mußten, bauen meist hoch, während jüngere Pärchen die Nester oft so unvorsichtig anlegen, daß der Bau allen Blicken zugänglich ist. Die Vögel machen regelmäßig zwei Bruten. Die 4—6 grünblauen Eier nehmen sich in dem, meist aus Erdmoos bestehenden Neste allerliebste aus.

Gegen den Oktober hin haben die meisten Pärchen ungern Wald verlassen, obwohl einige noch im November reisen. Einzelne aber bleiben fast alle Winter bei uns, suchen erst unter dem Gebüsch allerlei Sämmereien auf, gehen bei Schnee und Frost an offene Gewässer, fliegen aber auch in Holzställe, Scheunen und Schuppen und wissen sich überhaupt in die böse Zeit zu schicken.

In der Gefangenschaft gibt es nicht leicht einen lebenswürdigeren und zutunlicheren Vogel, als die Braunelle, besonders wenn sie jung aufgezogen ist. Sie gewöhnt sich außerordentlich leicht an einen bestimmten Ruf, setzt sich auf Kopf und Schulter, auf den Finger, läßt sich streicheln, im Zimmer umhertragen und zum Ein- und Ausfliegen gewöhnen. Dazu singt sie fleißig ihr helltönendes Liedchen, was sich besonders lieblich anhört, wenn sie am Fenster in den Blumensträuchern sitzt. Die Pärchen schreiten sogar in der Stube zum Nestbau, hatte ich doch einst ein einzelnes Weibchen, welches ein Nest baute und auch Eier legte, natürlich ohne Erfolg. Selbst alt eingefangen, verschmerzt sie leicht den Verlust der Freiheit und geht sofort ans Stubenfutter, wenn man ihr anfangs nur Mohn vorwirft. Auf Mohn ist sie so erpicht, daß ich schon eine zwölfmal nacheinander in einer Falle fing, die mit Mohn bestreut war. Sobald ich sie wieder aus der Hand ließ, kehrte sie nach der Falle zurück.
